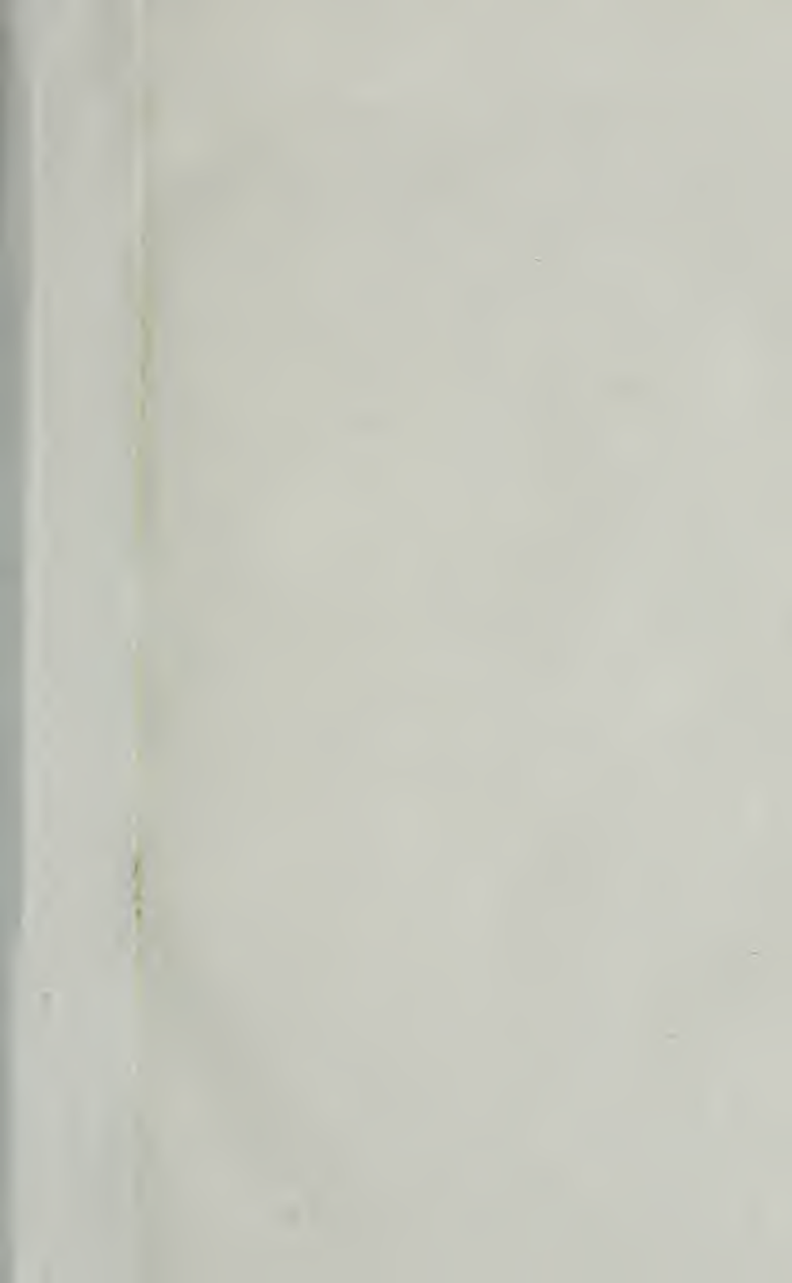


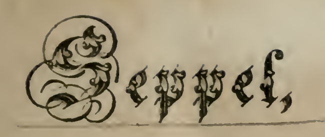



Seppel,
oder
der Synagogen-Brand
zu München
von
Gustav Nieritz.









oder

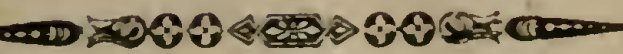
der Synagogen-Brand zu München.

Zu Nutz und Frommen für Jung und Alt

erzählt

von

Gustav Nieritz.



Leipzig,
Verlag von J. T. Wöller,
(sonst Lehnhold'sche Verlagshandlung.)

Seppel,

oder

der Synagogen-Brand.

An einem sonnenhellen Vormittage wanderte ein kleiner Knabe von etwa 8 Jahren über den Schrannenplatz zu München. Obschon der Herbst und mit ihm ziemlich kühle Morgenzeit eingetreten war, ging der Kleine in Hemdärmeln und barfuß. Jedoch war ihm deshalb keine Noth abzusehen, vielmehr blühten seine vollen Wangen wie frische Rosen, welche von blonden Locken umringelt waren. Aus den blauen Augen des Knaben lächelten Zufriedenheit und Frohsinn. In der bläulichrothen Rechten trug er ein kunstlos geflochtenes Weidenkörbchen, in welches er sorgfältig, mit den zahlreich versammelten Spazen um die Wette, alle verstreuten Getraidekörner einsammelte, welche in ziemlicher Fülle den Boden des Schrannenplatzes bedeckten. Da heute kein Markttag war, so hinderten ihn die sonst aufgepflanzten Getraidesäcke nicht an seinem Geschäfte. Gar vergnügt schaut' er von Zeit zu Zeit in sein Körbchen, das immer mehr sich füllte mit dem Segen des Herrn.

Plötzlich erschallte eine kreischende Weiberstimme. „Seppel! Seppel!" rief dieselbe wiederholt. Der Knabe,

dem dieser Ruf galt, sah auf und in einiger Entfernung eine Gemüsehändlerin, welche in einem halboffenen Fasse, das oben mit einem kleinen Dache versehen war, bei ihrem Krame saß und ihn zu sich winkte. Dienstfertig trippelte er zu der Rufenden hin, welche nun bittend sagte: „Seppel, gieb auf meinen Kram Acht, indeß ich einen Sprung dort in die Bockelsbräu thue. Sogleich bin ich wieder da."

Die Frau stieg aus ihrem Sitzefasse, welches nun Seppel einnahm. Derselbe wußte sich recht viel in seinem neuen Amte. Stolz blickte er auf die vielen offenen Säcke und Säckchen vor sich, welche alle mit ihrem Inhalte seiner Aufsicht anvertraut worden waren. Da gab es goldgelben Hirse, grauen Grütze, grobe und feine Graupen, Schwarz- und Weißmehl, Erbsen und Linsen, weiße und bunte Bohnen und noch viel anderes Gesäme, dessen Name ihm noch nicht einmal bekannt war. Auch hatte die Gemüsehändlerin ihr Geldschächtelchen stehen lassen, in welchem Seppel eine noch nie gesehene Menge Silber- und Kupfermünzen gewahrte, welche er jedoch nicht zu berühren wagte. Behaglich setzte er sich auf dem weichen Sitzkissen im Fasse zurecht und stemmte die kleinen Füße gegen das niedere Vordertheil des Fasses, sich bemühend, dasselbe in eine schaukelnde Bewegung zu versetzen. Frau Siebert, die Gemüsehändlerin, mochte wohl in der Bockelsbräu ein Krügel Bier zum frühen Morgen einnehmen, denn sie blieb über die Gebühr

lange aus. Doch das kümmerte Seppel nicht. Er beäugelte indeß die hohe Marmorsäule vor sich, welche die Mutter Gottes mit dem Christkindel trug und gar lieblich anzuschauen war. In Bezug auf letzteres sprach jetzt Seppel zufrieden zu sich selbst: „das Muttergotteskind muß noch mehr frieren als ich; hat nicht einmal ein Hemdlein an und steht Tag und Nacht, Sommer und Winter hier im Freien. Aber den güldenen Heiligenschein um den Kopf möcht' ich gern haben; dann hätt' ich mehr als Frau Siebert in ihrem Geldschächtelchen da. Heisa! wie wollt' ich dann springen!"

Wirklich sprang er und die Gemüsesäcke vor ihm dazu. Doch nicht freiwillig, sondern in Folge eines heftigen Stoßes, den sein Sitzefaß von hinten erhielt und solches auf die Bank mit den Säcken warf, so daß diese, ihren Inhalt verschüttend, sämmtlich unter und über einander zu Boden fielen. Daselbst lag auch bereits Seppel, der nicht wußte, wie ihm und den, seiner Obhut anvertrauten Säcken geschah, und das Sitzefaß auf ihm. In seine Betrachtungen vertieft, hatte Seppel einen Tumult, der immer näher kam, gänzlich überhört, auch nicht bemerkt, daß die auf dem Schrannenplatze befindlichen Menschen laut schreiend davon flüchteten oder sich hinter sichere Verstecke bargen. Vergebens hatte Frau Siebert aus der Hausthüre der Bockelsbräu mit erschrockener Stimme gerufen: „Seppel! Seppel! reiß' aus!" Jetzt mußte

er nun für seine Achtlosigkeit büßen. Die Sache aber verhielt sich also. Zwei Metzgerburschen hatten einen starken Stier durch die Weingasse getrieben, um ihn in das städtsche Schlachthaus, am Isar-Arme gelegen, zu bringen. Der Strick, welcher die Vorderfüße des Thieres fesselte und, durch eine Schlinge gehalten, unter dem Leibe desselben hinlief, war von dem leichtsinnigen Fleischerburschen nicht fest genug gehalten worden, so daß ein heftiger Ruck des Ochsen, welcher über den polternden Lärm eines in der Straße arbeitenden Faßbinders erschrak und scheu wurde, hinreichend war, das Strick-Ende den losen Händen entgleiten zu machen. Dieß augenblicklich gewahrend, stieg der Stier kerzengerade in die Höhe und zwang dadurch den zweiten Burschen, auch den andern, an den Hörnern befestigten Strick loszulassen. Sofort benutzte der Ochse die Gelegenheit zur Flucht. Das hornbewaffnete Haupt bald hoch in die Luft streckend, bald zum wüthenden Angriffe vor sich niedersenkend, rannte das freigewordene Thier dahin, stieß hier ein zeterschreiendes Milchweib nieder, schleuderte da einen armen Straßenbuben empor, trieb dort ein Pferdegespann mit einem Bierwagen in die eiligste Flucht und richtete auf seinem ganzen Wege die größte Bestürzung an. Gefolgt von den erschrockenen Metzgerburschen, welche die nachschleppenden Strick-Enden wieder zu erfassen strebten, erreichte der immer toller werdende Stier den Schrannenplatz, wo ihm just das Sitzefaß

des mit sich selbst sprechenden Seppel in den Weg trat. Ein Stoß dagegen warf es nebst seinem Zubehör um, ein zweiter hoch über das Thier hinweg; ein dritter sollte dem armen, halbtodten Seppel den Garaus machen. Doch, bevor noch die athemlos nachkeuchenden Fleischerburschen ihren Flüchtling einholen konnten, glitt in dem über Seppels Leben und Tod entscheidenden Augenblicke eine dunkle Gestalt vor den wüthenden Ochsen hin, hing sich mit der ganzen Last ihres Körpers an das eine Horn desselben und nöthigte das Thier, indem sie dasselbe mit der rechten Faust nachdrücklich und in blitzschnellen Wiederholungen auf sein Augenpaar schlug, von seiner Beute abzulassen und auf seine eigene Vertheidigung zu denken. Aber selbst die furchtbarste Anstrengung befreite den Stier nicht von seinem Feinde, der, bald hoch in der Luft schwebend, bald zur Erde niedergestaucht, unablässig seinen kühnen und wohlberechneten Angriff fortsetzte, ohne dabei den mindesten Laut von sich zu geben. Desto ärger schrie die aus der Ferne zuschauende Menschenmenge, welche dem furcht- und waffenlosen Kämpfen die wohlverdiente Bewunderung zollte und ihm den glücklichsten Erfolg seiner Aufopferung anwünschte.

Jetzt brach der Stier zusammen, denn die Metzgerburschen hatten sich der Seile wieder bemächtigt; der Kampf war zu Ende und die Gefahr beseitigt. Neugierig strömte nun das Volk herbei, ein gemein-

sames Lob für den Erretter Seppels im Munde tragend. Dasselbe erstarb jedoch auf Aller Lippen, als man nun erst erkennen konnte, wie jener — ein Jude war. Ruhig schritt dieser durch die stumm gewordenen Menschenhaufen dahin, welche nun ihre Aufmerksamkeit zwischen Seppel und dem gebändigten Stier theilten. Ersterer lag auf den verschütteten Erbsen, Linsen, Bohnen, Graupen u. s. w. wie ein gekochtes Huhn oben in der Reisschüssel. Als man den nur betäubten, kaum etwas gequetschten Kleinen aufrichtete, war sein Rücken mit Mehl überpudert, welches wohl zwanzig geschäftigte Hände sofort abzustieben bemüht waren. Frau Siebert aber hatte ihr Krügel Bier theuer bezahlen müssen. Keifend folgte sie den Fleischerburschen auf dem Fuße nach und verlangte von ihnen volle Entschädigung des gehabten Verlustes. Nur die Rücksicht, daß diese ihr doch zu Theil werden müsse und vielleicht, außer dem verstreuten Gelde, noch Manches zu retten sei, was außerdem in fremde Hände gerathen könnte, bewog sie, zu ihrer Kram-Stelle zurückzukehren, wo wirklich ein unbefugtes Einsammeln schon begonnen hatte.

Der Menschentroß, welcher dem Stiere nachgefolgt war, verringerte sich bei jedem weiteren Schritte und bestand zuletzt fast nur noch aus der lieben Jugend, welche damals, in dem Mittelalter, wo diese Erzählung spielt, nicht in den Schulen beschäftigt war wie gegenwärtig. Jede Gelegenheit zur Zerstreu-

ung und Tödtung der müßigen Zeit willkommen heißend, belagerte sie nun die Fenster und Thüren des Schlachthauses, in welchem der entsprungene Ochse seinen wohlverdienten Tod empfangen sollte.

Der Kopf des Stieres wurde durch die Gewalt der Seile, welche durch eiserne, in den Steinplatten des Fußbodens befestigte Ringe liefen, jetzt niedergezogen; ein gemeinsamer Ruck der helfenden Personen an den Stricken, welche sämmtliche Beine des Ochsen zusammengefesselt hielten, bewirkte darauf, daß derselbe dröhnend niederstürzte und zu jeder bedeutenderen Bewegung unfähig gemacht wurde.

In dem Augenblicke, wo man das Haupt des Schlachtopfers auf die Weise wendete, daß die untere, weichere Seite des Halses nach oben gekehrt wurde, arbeitete sich ein Mann durch die Kinderschaar hervor, welcher an dieselbe die barsch ausgesprochene Frage richtete: „He! ihr Brut! habt ihr nichts Besseres zu thun, als hier den Mund müßig aufzusperren? Habt ihr noch keinen Ochsen schlachten sehen? He?"

„Das wohl, Meister Filter!" versetzte ein kecker Knabe — „aber mit diesem Burschen hat es besondere Bewandtniß, auch soll er, wie Ihr sehet, nicht geschlagen, sondern geschächt werden, und das sieht man nicht alle Tage."

Wirklich kam jetzt ein langbärtiger Jude hinter den Metzgern zum Vorschein, welcher bisher unthätig abseits gestanden hatte, nunmehr aber ein langes, wie

ein Rasirmesser scharf geschliffenes Schlachtmesser aus der Scheide zog und mit demselben zu dem zuckenden Thiere trat. Bevor er jedoch sein Amt beginnen konnte, plärrte die ganze Kinderschaar in vollstimmigem Chor: „Moses hat geboten, nicht zu hauen, stechen, werfen, sondern schneiden, schneiden, schneiden."

Wirklich war es, indem der Jude in drei Schnitten den Hals des Stieres durchtrennte, als murmelten seine Lippen die so eben, jedenfalls aus Hohn gesprochenen Worte der Buben her. Hierauf wischte er das Blut von dem blitzenden Messer ab und überließ das Weitere den Metzgern, welche das Thier jetzt seiner Haut entkleideten und aufschnitten. Forschend blickte nun der Schächter in das Innere des Ochsen und nach genauer Betrachtung entglitt das Wort: „Kauscher" seinen Lippen. Er langte in seine Tasche und brachte daraus eine Schnur zum Vorschein, welche er dem aufgehängten Schlachtthiere dicht über die Hüften umband. Dieselbe bezeichnete die Grenze, wo das als kauscher bezeichnete Fleisch sein Ende hatte. Die Metzgerburschen machten sich nun weiter an das Werk, die Hüften des Stieres dicht unter der Schnur loszutrennen. Bevor dieß jedoch geschah, ließ sich eine hastige Stimme vernehmen.

„Abinadab" — sprach sie — „der Stier ist nicht kauscher. Weißt du nicht, daß er stößig war und auf dem Wege zum Schlachthause mehrere Menschen aufgespießt hat?"

Die Köpfe aller Anwesenden wendeten sich hier nach dem Sprecher um, welcher niemand anders als der Jude war, dem der kleine Seppel die Erhaltung seines Lebens zu danken hatte. Die Röthe, welche vorhin sein Antlitz, in Folge des bestandenen Kampfes, überzogen gehabt, hatte einer bleichen Gesichtsfarbe wieder Platz gemacht, welche durch die Rabenschwärze des Bartes und Haupthaares noch bedeutend gehoben wurde. Blitzend hafteten seine kleinen, dunkeln Augen auf dem Schächter, welcher etwas unwillig entgegnete:

„Kein Mensch hat mir davon ein Wörtlein gesagt. Es ist nicht fein von euch" — sprach er zu den Metzgern gewendet — „daß ihr uns gegen unser Gesetz sündigen machen wollt."

„Hast du nicht selbst das Thier erst für kauscher erklärt, Jude?" rief der Metzgermeister zornig. „Was geht's euch an, wenn der Ochse stößig war und jemanden aufgespießt hat? Haben doch wir nur den Schaden davon zu tragen. Im Fleische macht es aber keinen Unterschied."

„Christ," — versetzte der Schächter — „Moses hat geboten: Wenn ein Ochse einen Mann oder ein Weib stößt, daß er stirbt, so soll man den Ochsen steinigen und sein Fleisch nicht essen."

„Beim heiligen Benno!" sprach der Mann, welchen der Knabe vorhin mit Meister Filter benannt hatte, — „dieses Gebot ist so einfältig wie ihr Ju-

den selbst. Der Ochse hat ja nur gethan, was ihm nicht zu verargen war. Würden wir uns nicht auch wehren, wenn man uns zur Schlachtbank führen wollte? Ein Thier ist überdieß ja gar nicht zurechnungsfähig, da ihm die Vernunft abgeht und es nicht weiß, was gut oder böse ist. Nimmer werden wir Christen so dumm seyn, einen stößigen Ochsen zu steinigen und sein Fleisch wegzuwerfen, wenn dasselbe sonst keinen Fehler hat. Und überdieß hat ja, so viel ich gehört, dieser Ochse keinen Juden auf die Hörner genommen. Warum hadert ihr demnach?"

„Gleichviel, ob Christ oder Jude" — antwortete Abinadab. „Ihr mögt daraus ersehen, daß wir das Gesetz nicht blos, wie ihr immer behauptet, gegen unsre Leut' allein beobachten." Damit band er seine Schnur von dem für unkauscher erklärten Schlachtochsen ab und wartete, bis man einen andern herbeibrachte, welchen er, nachdem er ihn geschächt und sein Inneres untersucht hatte, abermals für unkauscher erklärte.

Die Fleischer, solches Dinges schon gewohnt, schafften das verworfene Thier ohne Widerrede bei Seite; Meister Filter aber konnte nicht umhin, einen von ihnen zu befragen, was wohl der Jude an dem für kräftig und gesund geschätzten Thiere auszusetzen gehabt habe?

„Die Leber war etwas größer als gewöhnlich und

an einer Seite angewachsen, sonst nichts" — versetzte der Fleischerbursche.

„Nun, meiner Treu!" rief Filter höhnisch — „hätte ich doch nimmer das Judenvolk für so ekel gehalten! Ob sie es wohl in der ägyptischen Knechtschaft schon so gehalten haben mögen? Wie theuer müßte das Pfund Fleisch werden, wollten wir es ihnen nachthun! Ha, was sie als nicht kauscher verwerfen, ist für uns Christen gut genug. Daß ihr die Pest bekämet!"

Abinadab und sein Glaubensgenosse Elias schwiegen bei diesen ziemlich laut geäußerten Vorwürfen Filters, welcher nach kurzem Zwischenraume an letzteren die Frage richtete: „Sage mir doch, Jude, warum ihr das beste Fleisch von den Thieren — die Hüften — nicht essen möget? Ihr versteht doch sonst euern Vortheil; weshalb nur hierin nicht?"

Elias sah erst, wie es schien unschlüssig, ob er dem Spötter antworten solle oder nicht, still vor sich nieder, dann aber sagte er ruhig: „Ich weiß nicht, ob es Euch bekannt ist, daß der Herr, als er mit unserm Erzvater Jacob rang, das Gelenk seiner Hüfte angerühret hat, so daß solche dadurch verrenket ward. Darum essen wir keine Spannader auf dem Gelenke der Hüfte bis auf den heutigen Tag."

„Und aus keinem andern Grunde habt ihr die Hüften von Millionen Thieren unbenutzt gelassen?" rief Filter voll Erstaunen. „Wie, in aller Welt,

steht denn das Berühren der Spannader Jacobs mit dem Hüftenfleische der Thiere in Verbindung? Wenn also, beispielsweise, meinem Urvater einst ein Stück Dachziegel auf den Kopf gefallen wäre, so dürfte ich, als sein Nachkomme, keinen Kalbs- oder andern Thierkopf verzehren? O Unsinn über Unsinn! Unser Heiland ist zehntausendmal größer als euer Vater Jacob. Wollten wir es euch nachthun, so dürften wir keinen Theil von irgend einem Thiere essen, denn unser Herr Christus ist von euch gottlosen Juden und von dem heidnischen Kriegsknechte am Haupte, in der Seite, an den Händen und Füßen gar arg angerühret und verwundet worden. Was sollte aber dann aus uns Menschen werden? O über einen solchen verkehrten Glauben!"

Statt der Antwort auf diese Schmähungen hielt Elias seinem Gegner einen Gulden hin, den er aus seiner Tasche gezogen hatte. „Ihr habt scharfe Augen" — sprach er gelassen — „sagt mir doch, ist er gut oder falsch?"

Nicht ohne Verwunderung, doch einigermaßen geschmeichelt, nahm Filter das Geldstück in die Hand und in Augenschein. „Er ist richtig" — sprach er, dasselbe zurückgebend — „als irgend einer im Baiernlande."

„Gleichwohl hat er einen Zusatz von Kupfer" — hob Elias an. — „Könnt Ihr mir sagen, weshalb?"

„Hm!“ — meinte Filter etwas verlegen — „wenn das Geld aus reinem Silber bestände, würde es zu weich seyn und schneller durch den Gebrauch abgenutzt werden.“

„Merkt Ihr wohl, wohin ich ziele?“ fragte Elias zufrieden. „Ich gebe zu, daß unser Glaube nicht ganz ohne irdischen Zusatz sei; der Eurige aber auch. Verhöhnt aber doch deshalb den meinigen nicht, wie ich auch an dem Euren nicht thue. Rein Himmlisches würde für uns arme Erdensöhne eben so wenig passend seyn als Geld ohne Kupferzusatz.“

„Ich sage dir aber, Jude,“ — rief Filter schonungslos — „daß das Silber von Euerm Glauben völlig abgegriffen und nichts als Kupfer übrig geblieben ist. Was vor drei Tausend Jahren vielleicht gültig war, kann es nicht mehr seyn, und darum solltet ihr auch euern alten Aberglauben fahren lassen.“

„Haltet Ihr das Wort des Herrn für Aberglauben? Kann dasselbe jemals veralten?“ fragte Elias ernst.

Ein Weib, welches jetzt Meister Filtern hastig beim Arme faßte, verhinderte dessen Antwort. „Und Ihr steht hier und haltet Gahnaffen feil“ — redete jenes ihn zornig an — „indeß Euer Pflegekind mit dem Tode ringt?“

„Weib!“ — rief Filter entsetzt — „sprichst du wirklich wahr? Mein Seppel —“

„Ist zerstampft, zermalmt, gespießt, durchsto-

chen, in die Luft geschleudert worden von einem scheu gewordenen Ochsen —" erzählte die Frau in einem Athem. „Der ganze Schrannenplatz schwimmt von dem Blute des unglücklichen Kindes, das der Liebling von München war."

Ein gemeinsames Gelächter folgte dieser übertriebenen Erzählung.

„Ho! ho! Frau Gundling!" — riefen die Fleischerburschen — „bläst der Föhn von den Tyrolerbergen wieder einmal aus Euerm zahnlosen Munde? Meister Filter, beruhigt Euch. Euer Seppel lebt und ist noch ganzbeinig, was er allerdings dem Juden verdankt, mit dem Ihr Euch so eben hier herumstrittet."

Als Meister Filter, nach erfolgter Auseinandersetzung des Vorgefallenen, in einiger Beschämung den von ihm verunglimpften Juden suchte, um ihm für die Rettung seines Pfleglings zu danken, war derselbe bereits davongegangen, worauf jenem nichts übrig blieb als den geretteten Seppel aufzusuchen.

Zweites Kapitel.

Feindesdruck.

In dem vierten Stockwerke eines alten, baufälligen Hauses, welches in Münchens engster, elendester Straße, der Judengasse, lag, wohnte der Jude Elias

mit seiner zahlreichen Familie. Die Wohnung ging auf den Hof hinaus, nach der Mitternachtseite, weshalb das ganze Jahr hindurch kein Sonnenstrahl in die Stube drang. Das Innere derselben sah ärmlich und schmuzig aus. Ein alter großer, wurmstichiger Tisch in der Mitte war mit allen Arten von Trödelwaaren bedeckt; ein noch beträchtlicherer Haufen abgetragener Kleidungsstücke lagerte in einem Winkel zwischen einem hohen, schwarzberußten Schranke und einer wandelbaren Bettstelle, der einzigen in der Wirthschaft. Hohe und niedrige Holzschemmel standen an den dunkeln Wänden und um den Tisch herum. An ihrer Zahl konnte man diejenige der Familienglieder erkennen. An dem einen, niedrigen Fenster, dessen runde, in Blei gefaßte Glasscheiben von der Länge der Zeit ganz erblindet waren, saß ein Mädchen von 12 Jahren, in Lumpen gehüllt und putzte ämsig die verrosteten Metallknöpfe eines alten Sammetwamses. Ihre Augenlider waren dick verschwollen und heftig entzündet; darum war ihr der aufsteigende Staub der beim Putzen angewendeten Kreide äußerst empfindlich, so daß ihr die Augen immer voll Thränen liefen und sie mehreremale das Haupt vor Schmerzen auf das Fensterbret zu legen gezwungen war. Dann aber fuhr sie desto eifriger in ihrer Arbeit fort. Vor ihren Füßen stand ein länglicher Korb, welcher auf zwei rundgeschnittenen Breterstücken ruhete und dadurch in eine Wiege umgewandelt worden war. In derselben

schlief ein abgemagertes, mit einer Leichenfarbe überzogenes Kind, welchem die Augen und der blasse Mund halb offen standen. Das stöhnende Athmen desselben ging öfters in ein schmerzliches Weinen über, worauf das Mädchen mit ihrem Fuße die Wiege in Bewegung setzte und dem Kinde den entfallenen Zolp wieder in den Mund schob. In der angränzenden Kammer vernahm man die gedämpften Schläge eines Stöckchens, womit man die Kleider auszuklopfen pflegt. Sie rührten von einem etwas jüngeren Mädchen her, welches von Zeit zu Zeit die gereinigten Stücke in die Stube hereinbrachte.

„Zierl," — sprach sie jetzt, als ihre Schwester wieder beide Hände auf die in Thränen schwimmenden Augen preßte — „laß mich die Knöpfe putzen, wenn dir die Augen so weh thun."

Zierl vermochte vor grimmigen Schmerzen nicht sogleich zu antworten. Sie machte daher blos eine verneinende Bewegung mit der Hand und sagte dann später mit gefaßter Stimme: „Ich danke dir, Schwester Judith. Doch du weißt, daß der Vater mir diese Arbeit übertragen hat und daß wir nach dem Gesetze unsern Aeltern gehorchen müssen. Auch bin ich gleich fertig." Dieß war wirklich der Fall. Zierl stand nach vollbrachter Arbeit auf, hielt das Wams mit den geputzten Knöpfen zufrieden gegen das Licht, in welchem jene, durch die perlenden Thränen betrachtet, noch einmal so herrlich blitzten, und ging dann,

die Kreidespuren von dem Sammet mittels der Bürste zu vertilgen. Indem ging die Thüre kreischend auf und es trat eine Frau in das Stübchen, welche, obschon noch in jungen Jahren, durch Kummer und Elend vor der Zeit alt geworden war. Sie trug ein großes Bündel unter dem linken Arme und war von dem vielen Treppensteigen ganz außer Athem.

„Schläft mein Estherchen noch?“ fragte sie zärtlich, indem sie keuchend der Wiege sich näherte und ihre Bürde hinwarf. Sie drückte einen Kuß auf die blasse Wange des Säuglings und ging dann in die Kammer, ihre schon elende Kleidung mit einer noch viel elenderen zu vertauschen. So begab sie sich in die pechfinstere Küche, ein kärgliches Mittagsmahl zuzubereiten.

Auch Elias schritt jetzt bedächtig seiner Wohnung zu. Langsam erstieg er die erste Treppe, schneller und schneller jedoch die nächstfolgenden; die letzten Stufen polterte er in der hastigsten Eile hinauf. In derselben Aufregung betrat er die Stube. Zu Boden flog sein alter Hut und mit einem einzigen Griffe riß er den Rock und die Unterweste auf, so daß die Knöpfe davon herumflogen. Alle Muskeln seines blassen Antlitzes zuckten convulsivisch; sein ganzer Körper zitterte und vergebens versuchten seine Lippen zu sprechen. Ein Häuflein klarer Kreide auf dem Tische erblickend, krampfte seine Faust in dieselbe und warf sie auf sein Haupt, daß der weiße Staub gleich ei=

ner Wolke emporstieg. Doch damit war der, dem jüdischen Volke eigenen Lebhaftigkeit noch nicht genug gethan. Erschrocken sah Zierl mit an, wie das von ihr mit so vieler Sorgfalt wieder in Stand gesetzte Sammetwams unter den Händen ihres Vaters in mehrere Stücken ging.

Derselbe that jetzt seinen Mund auf und sprach: „Der Tag müsse verloren seyn, an welchem ich geboren bin! Warum bin ich nicht gestorben, als ich auf die Welt kam? So läge ich doch nun und wäre stille, schliefe und hätte Ruhe.“

Diese überlaut gerufenen Worte erweckten die kleine Esther, welche erschrocken zu schreien begann. Ihre Stimme war mächtiger als die des zornigen Vaters. Sie rief schnell die Mutter aus der Küche herein, welche die Kleine an die Brust legte und nun erst ihren Mann um die Ursache seines Grimmes befragte.

Doch nicht sogleich erfuhr sie dieselbe. Noch geraume Zeit währten Elias Verwünschungen, bevor er anhob: „O Ruth, Ruth! wie ist mir doch geschehen! Da gehe ich bei dem Bittrich-Kegelhause vorüber und sehe, wie einem vornehmen Herrn der Stock mit goldnem Knopfe aus der Hand fällt. Bitterböse darüber, daß er in den Schmutz zu liegen gekommen war, tritt er ihn vollends mit dem Fuße hinein und schreit mich an: „Jüd, kauf' mir meinen Stock mit dem Goldknopfe ab; denn ich mag

ihn gar nicht wieder in die Hand nehmen." Nun, ich dachte etwas zu verdienen, hebe den Stock aus dem Schmuze auf und putze den Knopf gar sauber ab, um ihn schätzen zu können. Das aber hatte just der Herr gewollt. Als ich sein übergroßes Gebot herunterhandeln will, reißt er mir den rein gesäuberten Stock aus der Hand, lacht mich für meine Mühe höhnisch an und geht seines Weges. Das hieß auf Gold gehandelt und Schmuz gekauft. Darauf winken mir zwei Männer aus einer Hausthüre in der Veltlinstraße zu. „Jude, willst du ein Seiden-Stücklein kaufen?" fragen sie mich recht heimlich und zeigen mir ein Päcklein her.

Ich löse ein Papier um das andere davon und o weh, wie geschieht mir! zuletzt kömmt ein Täflein Speck zum Vorschein, das meine erschrockene Hand vor Ekel zu Boden fallen läßt. Gleich brennen mir zwei derbe Maulschellen im Gesichte und unter Lachen und Schmähen treiben sie mich von dannen. Das Aergste jedoch wartete meiner bei dem Leibtrompeter des gnädigen Kurfürsten. Derselbe hatte mir drei Gulden abgeborgt und dagegen das silberne Mundstück seiner Staatstrompete unterpfändet. Heute war der Zahltag und ich begebe mich, die Schuldverschreibung und das Pfand in der Tasche, zum Leibtrompeter, bei welchem ich noch 2 seiner Gesellen antraf. Bescheiden, wie es uns armen Juden geziemt, bringe ich meine Worte an und versehe mich eines gün-

stigen Bescheids. „Wart', Kerl," versetzt der Leibtrompeter — „ich will dir etwas blasen. Dazu muß ich aber erst mein Mundstück haben." Gleich fallen alle drei über mich her, stehlen mir das Mundstück und den Schuldbrief aus der Tasche und indeß die zweie mich halten, schmettert der Leibtrompeter mit seiner Trompete mir in das Ohr, daß ich noch jetzt ganz taub darauf bin. „Nun sind wir quitt" — spricht er dann lachend und als ich davon nichts wissen will, zwingt er mich mit Hülfe seiner Kameraden, den in Stücken zerrissenen Schuldbrief zu verschlingen. Wo anders sollt' ich Klage führen als bei dem Hofmarschall? Nach vielen Schimpf- und Spottreden, nach manchen Rippenstößen und Fußtritten, welche ich von dem Hofgeschmeiße hinnehmen mußte, konnte ich meine Worte bei dem Marschall anbringen, als er eben in seine Kirche gehen wollte. Kaum, daß er mit finstrer Miene mich anhörte. „Wer heißt dir, Jude," — versetzte er streng — „einem liederlichen Zeisig zu borgen und noch dazu auf ein Pfand, welches nicht einmal sein Eigenthum ist, sondern dem gnädigsten Kurfürsten angehört? Dir ist schon recht geschehen." Damit hatt' ich meinen Bescheid und das Verlachen der Diener obendrein. O Ruth, Ruth! drei Gulden verloren, wovon wir eine ganze Woche leben konnten!" Elias zerraufte sich den Bart und das Haupthaar.

Jetzt stimmten Frau und Kinder in das Schmerz-

geschrei des Elias mit ein. Wie konnte unter solchen, oft wiederkehrenden Verhältnissen die kleine Esther an der Mutterbrust gedeihen? Plötzlich ertönte, langsam und feierlich, eine wahre Geisterstimme hinter dem hohen Schranke hervor und bewirkte wie durch Zauberschlag eine sofortige tiefe Stille. „Elias! mein Sohn Elias!" sprach sie mit festem Ausdrucke — „hat dich die Ungerechtigkeit der Christen in ein schwaches Weib verwandelt?"

Diese wenigen Worte äußerten eine wundersame Wirkung auf den zerknirschten Juden. Die heftige Beweglichkeit seiner Glieder und Gesichtsmuskeln, das zornglühende Feuer seiner Augen ließ augenblicklich nach. Gebeugten Nackens und mit leisem Schritte näherte er sich dem Schranke, in dessen Winkel ein eisgrauer, hochbejahrter Jude in dem einzigen, gepolsterten Lehnstuhle saß. Die hohe Stirne war vom Alter tief gefurcht und das kahle Oberhaupt von spärlichen Seitenlocken begränzt; dagegen wallte in reicher Fülle ein langer, silberweißer Bart über die Brust herab. Die Augen des Greises, von einem Busche weißer Haare überschattet, waren von den Augenlidern fast zugeschlossen. Vor ihm knieete Elias in tiefer Bewegung nieder und barg sein Antlitz zwischen den Knieen des Alten. „O mein Vater!" sprach er unter schmerzlichem Weinen — „sie haben deinen Sohn angespieen, geschimpft, geschlagen, mit Füßen getreten und beraubt."

„Vier hundert und dreißig Jahre lang schmachteten unsere Väter in der Aegypter Knechtschaft" — versetzte der Greis. „Und als sie seufzten und schrieen über ihre Arbeit, da kam ihr Schreien vor dem Herrn Zebaoth. Und der Herr erhörete ihr Wehklagen und gedachte an seinen Bund mit Abraham, Isaak und Jacob; und er sahe darein und nahm sich ihrer an. Elias, mein Sohn! wie der Herr durch Mosen, also wird er uns erlösen durch den Messias, welchen uns zu schicken er verheißen hat."

„Aber, mein Vater," — antwortete Elias traurig — „schon seit länger denn 13 hundert Jahren hat der Herr sein gnädiges Antlitz von seinem Volke weggewendet und schlimmer als die Christen können kaum die Aegypter unsre Väter geplagt haben. Die heidnischen Römer belegten unsre Väter mit einem Zolle, die Christen dagegen mit mehr denn 60. Gleich den Thieren müssen wir uns versteuern, treten wir aus dem Umkreise der Stadt. Und während sie Hunderte von Erwerbsarten betreiben, dürfen wir nur dem Schacherhandel nachgehen. Darum seufzet meine Seele: ach Herr, wie lange!"

„Tausend Jahre sind vor dem Herrn wie ein Tag," — entgegnete der Alte — „und wer mag besser wissen als er, was wir werth sind? Du aber tröste dich mit Hiob, der da spricht: „Der Gerechte und Fromme muß verlachet seyn."

„Vater," — klagte Elias wieder — „sie haben

mich nicht blos verlacht, sondern auch geschlagen und beraubt, so daß meine Kinder nun darben müssen."

„Die Augen der Gottlosen werden verschmachten" — tröstete der Greis. „Bei dem Herrn ist Weisheit und Gewalt, Rath und Verstand. Er machet Etliche zum großen Volke und bringet sie wieder um. Er breitet ein Volk aus und treibt es wieder weg. Also wird es auch unsern Peinigern, den Christen, ergehen."

„Werden wir es aber erleben?" sprach Elias kleingläubig.

Der Alte schien diese Frage überhört zu haben. Er schwieg und schien ferner keinen Antheil an den Außendingen zu nehmen.

Elias, diesen Zustand schon kennend, erhob sich und wendete sich mit den Worten an seine Gattin: „Ruth, hast du bessere Geschäfte gemacht als ich?"

„Ich glaube es" — sprach diese fröhlich. — „Für 1 Gulden 40 Kreuzer habe ich einen Reitermantel erhandelt, welcher gewiß seine 3½ Gulden werth ist."

Elias half seiner Gattin das erhandelte Stück auspacken. Dasselbe gegen das Licht haltend, rief er in großer Bestürzung aus: „Ruth, was hast du gemacht? Bist du doch höllisch betrogen worden! Schau die vielen Mottenlöcher, die vielen dünnen Stellen und die argen Fettflecken in dem blauen Tuche."

Ruth mußte ihrem Manne Recht geben.

„Wo hattest du deine Augen, Frau" — sprach Elias weiter — „die durchdringenden, scharfen, jeden Fehler sonst ausspürenden?"

„Ach, der betrügerische Kriegsknecht!" klagte Ruth. „Darum verhandelte er den Mantel in einer finstern Kammer an mich, wo das Tuch so schön glänzend aussah."

Hastig roch Elias den Mantel an. „Mit Bier hat ihn der Spitzbube glänzend gebürstet," rief er. „Stürzt alles Unglück über uns zusammen?" Sein Blick fiel jetzt auf das in der Wuth von ihm zerrissene Wams, welches sich bereits unter Zierls mühsamer Hand befand, um wieder zusammengestickt zu werden. Ohne zu klagen, war das Mädchen an die nochmalige Arbeit gegangen.

Den Schaden erkennend, den sein Jähzorn vorhin angerichtet, hätte er nun beinahe vor Betrübniß darüber das Zerstörungsgeschäft an seiner eigenen Kleidung wieder angefangen. Ein neuer Auftritt hinderte ihn daran. Abermals ging die Thüre auf, durch welche zwei Judenknaben von verschiedenem Alter in die Stube traten. Der ältere, von etwa 11 Jahren und kurzem, gedrungenen Baue, führte den jüngeren, welcher ein kränkliches, schwächliches Ansehen und auffallend krumm geschweifte Beine hatte. Jenem lief das Blut von dem kurzwolligen, schwarzen Haupthaare über das hochrothe, erhitzte Gesicht, welches überdieß an mehrern Stellen blau und blutrünstig

geschlagen war. Dessenungeachtet weinte der Knabe nicht, sagte auch kein Wort, sondern führte seinen Bruder nach dessen, am andern Fenster befindlichen Bänkchen hin.

Elias, statt den gemißhandelten Knaben zu bedauern, erfaßte ihn zornig bei den Haaren. Ihn heftig schüttelnd, sprach er: „Hast du dich schon wieder mit den Christenkindern herumgeschlagen? Hab' ich dir doch geboten, eher mit Füßen dich treten zu lassen, als Gleiches mit Gleichem zu vergelten?"

„Ja, Vater" — versetzte der Knabe trotzig — „aber es steht auch im Gesetz geschrieben: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Wunde um Wunde, Beule um Beule. Also hab' ichs in der Synagoge vorlesen hören."

„Ueberhört aber hast du, daß ein Auge, welches den Vater verspottet und verachtet, der Mutter zu gehorchen, die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen müssen. Bist du ein Schriftgelehrter, daß du das Gesetz auslegen willst? Nicht du, nur der Richter darf Wunde um Wunde, Beule um Beule geben, Auge um Auge, Zahn um Zahn nehmen."

„Vater, wo ist hier ein solcher Richter?" fragte der Knabe fest.

„Dort!" versetzte Elias, gen Himmel zeigend, mit ernster Würde. „Er ist ein starker, eifriger Gott,

der nicht wird ungestraft lassen, die seine Gebote übertreten."

Jetzt erst brach der Knabe in Thränen aus.

„Vater" — schluchzte er — „ich will ja mit Füßen mich treten lassen und nicht wieder schlagen. Aber wenn die bösen Christenbuben den armen, schwachen Jacob da hohnecken und quälen, kann ich nimmer ruhig zuschauen."

„Wie war's? Erzähle, Ascher!" sprach die Mutter.

„Ich hatte den Jacob" — hob der Knabe an — „auf den Kräutelmarkt in die Sonne geführt, wo er still, an eine Budenwand gelehnt, da saß. Ich aber suchte Pflaumen= und Pfirsichkerne, Stecknadeln und Läppchen zusammen, gab jedoch dabei immer auf Jacob Achtung. Auf einmal gewahrten vier Straßenbuben meinen Bruder, riefen: „dort sitzt eine Kröte!" und warfen mit Steinen nach ihm. Da meine Worte nichts halfen, ging ich den Buben zu Leibe und hatte sie schon ziemlich alle bezwungen, als ihnen ein Mann zu Hülfe kam, worauf sie mir arg zudeckten."

„Herr!" sprach Elias unter einem schmerzlichen Aufblicke nach oben — „wann wirst du aufhören in deinem Zorne über die Menge unsrer Sünden und dein Antlitz wieder gnädiglich uns lassen leuchten? Wann wirst du wiederum aufrichten das Reich Israel, auf daß ein Jeder ruhig wohne unter seinem Weinstocke und Feigenbaume?"

Ein Klopfen an der Thüre verhinderte weitere

Herzensergießungen der betrübten Judenfamilie. Als jene aufging, zeigte sich Meister Filter, mit dem kleinen Seppel an der Hand, in derselben. Elias erkennend, sprach ersterer froh: „Da seid Ihr ja wirklich! Lange bin ich herumgelaufen, bevor ich Euern Namen und Eure Wohnung erkunden konnte. Ihr werdet wohl ungehalten auf mich seyn, daß ich, statt Euch für die Rettung meines Pflegesohns zu danken, Euerm Judenthume zu Leibe gegangen bin. Nun, ich denke: der Sache Feind — der Person Freund. Schade, daß Ihr ein Jude seid. Ich könnt' Euch sonst recht gut werden. Doch, laßt mich nur vor allen Dingen die Hand Euch drücken, welche dem wüthigen Thiere die Fensterladen vor den Ochsenaugen schloß, daß es meinen Seppel nicht erkennen und auf die Hörner nehmen konnte. Beim heiligen Benno! man thut Euch Unrecht, wenn man den Juden allen Muth absprechen will. Ihr waret ja der Einzige, welcher von allen Anwesenden das Herz hatte, mit dem starken Stiere anzubinden. Seppel, merke dir diesen Mann ja recht genau. Er ist zwar nur ein Jude mit einem häßlichen Barte, aber doch immer dein Lebensretter. Fürchte dich nicht, ihm eine Hand zu geben, sollte auch die seinige tüchtig nach Knoblauch riechen, auf welchen das Judenvolk ganz ersessen zu seyn pflegt."

Also schwatzte Meister Filter in einem Gusse fort, ohne zu bedenken, daß er dem Elias mehr Beleidigungen als Höflichkeiten sagte.

Indeß betrachtete Seppel mit seinen großen blauen Augen sämmtliche Anwesende nach der Reihe herum. Am längsten hafteten sie auf Ascher mit dem blutigen, zerschlagenen Gesichte. Als er aber den alten Mann gleich einer Bildsäule still und regungslos hinter dem Schranke sitzen sah, entfuhr seinen Lippen ein Laut der Verwunderung und mit erhobenem Zeigefinger machte er seinen Pflegevater auf die fremdartige Erscheinung aufmerksam.

„Ah! wen habt Ihr denn da?" fragte Filter neugierig. „Gäb' es jüdische Heilige, wollt' ich wetten, dieser sei deren einer. Ist es Methusalah, Noah oder Vater Abraham? Ist er von Holz oder Stein geformt? Himmel! er bewegt sich!"

„Es ist Elias Salomon, mein Vater" — sprach jetzt Elias ehrerbietig. „Seine Augen sind dunkel geworden im Alter, wie Isaacs, so daß er seine Kinder nicht mehr erkennen kann."

„Und womit beschäftigt sich denn der arme alte Vater in seinem finstern Winkel?" fragte Filter mitleidig.

„Nur manchmal und für wenig Minuten weilt sein Geist unter uns und nimmt Theil an unsern Leiden" — versetzte Elias. „Des Herrn Verheißungen sind seine Speise und Zion ist seine Wohnung."

„Sie ist erbärmlich genug" — sprach Filter in Bezug auf diejenige der Familie. „Doch, wißt Ihr schon, daß mein Seppel durch die bestandene Lebens=

gefahr ordentlich reich geworden ist? Von allen Seiten ist er mit Gaben überschüttet worden, ihn den Schreck vergessen zu machen. Was habt Ihr denn für Lohn davon getragen?"

Elias dachte hier, nicht ganz frei von Bitterkeit, an den Stock mit dem goldenen Knopfe, an das Stück Speck und den Leibtrompeter. Er blickte auf den durchlöcherten Reitermantel und seinen gemißhandelten Ascher — und schwieg.

Filter schien ihn zu verstehen. „Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte" — sprach er — „daß, wenn Ihr kein Jude wäret, Ihr reichen Lohn für Seppels Rettung erhalten hättet. Denn Alle haben das muntere Wiesel lieb und bekannt in der Stadt ist er wie ein Pudelchen. Nun, Seppel, du wolltest ja mit deinem Retter theilen."

Der Kleine, welcher ganz gegen seine Gewohnheit still blieb, brachte jetzt ein Körbchen zum Vorschein, aus welchem er jedem Kinde des Elias eine köstliche Pfirsiche vorlegte, welche jedoch keines zu berühren wagte. Nur die kleine Esther langte nach der rothbäckigen Frucht auf ihrem Bettchen. Still waren Aller Augen dem kleinen Geber gefolgt. Als aber dieser, obwohl mit etwas zitternder Hand, eine schöne, große Weintraube dem Greise hinter dem Schranke in den Schooß legte, wurden die Augen des Elias feucht. Sie flossen gar in Thränen über, wie Seppel das Körbchen mit dem Reste seines Inhalts,

worunter sich auch einige Geldmünzen befanden, auf den Tisch setzte und solches dem Elias als Eigenthum zusprach. Letzterer allein legte seine Rechte auf Seppels Lockenkopf und sprach mit bewegter Stimme: „Der Herr segne dich!"

Beredtsamer als Worte sprachen die Blicke der übrigen Beschenkten ihren Dank aus, welcher auch sowohl vom Filter als vom Seppel richtig verstanden wurde.

„Mein Seppel wird euch schon wieder zu finden wissen" — sprach Filter und ging mit dem Knaben.

Judith, Ascher und Jacob hatten mit sehnsüchtigen Blicken die köstliche, noch nie geschmeckte Frucht betrachtet. Als aber Zierl sich von ihrer Arbeit erhob und ihre Pfirsiche dem Großvater in den Schooß legte, thaten es ihr die Geschwister willig nach.

„Recht so!" lobte sie Elias. „Ihr könnet in euerm Leben noch manchmal Pfirsichen zu essen bekommen; der Großvater aber schwerlich."

Hierauf theilte Elias eine halbe Pfirsiche zwischen dem kränklichen Jacob und der kleinen Esther, was die anderen Kinder ohne alle Regung von Neid ruhig mit ansahen.

Seppel aber hatte durch seine Dankbarkeit die heutigen bittern Erfahrungen der Judenfamilie, wenn auch nicht vergessen, doch aber weniger schmerzlich gemacht.

Drittes Kapitel.

Glaubensdruck.

Es war ein heller, frischer Novembertag gewesen. Mit dem Einbruch der Dunkelheit senkte sich ein kalter beißender Nebel herab, den der aufgehende Mond nicht sogleich zu bezwingen vermochte. Endlich aber mußte er doch dem leuchtenden Nachtgestirne weichen, das ihn mehr und mehr zu Boden drückte. Am längsten behauptete er sich in einem dichten Walde, welcher sich einige Meilen von der Stadt Wasserburg über die Ebene erstreckte. Es konnte in der achten Abendstunde seyn, als nicht weit von dem Ausgange des Gehölzes der helle Schein einer Kienfackel durch die letzten Ueberreste des Nebels daher leuchtete. Einem Manne, welcher die Fackel trug, folgte ein dicker Herr zu Pferde und diesem wiederum ein Dienerpaar, beladen mit der Beute einer glücklichen Jagd.

„Hatzieh!" niesete der Reiter zu wiederholten Malen — „der Nebel beißt ja giftig wie Schwefelgeruch in die Nase" — rief er mit voller, wohltönender Stimme. „Brr! der Tod läuft mir ordentlich übers Grab. Nun, eine Flasche Niersteiner und ein guter Imbiß sollen trefflich munden auf die Anstrengung. Anselm" — wendete er sich rückwärts zu dem einen Diener — „das letzte Reh schien abson=

derlich feist zu seyn. Mußt's auch schon am Tragen merken. Nicht so?"

„Ja wohl, gestrenger Herr Klostervoigt" — versetzte jener. „Meine liebe Achsel kann's bezeugen."

„Du dauerst mich, Junge" — antwortete der Klostervoigt gutmüthig. „Wüßte ich, daß das Thier liegen blieb, nähme ich's mit auf das Pferd."

„Nicht doch, gnädiger Herr" — sprach Anselm dankbar — „der Weg ist ja nicht mehr weit und viel schwerer hab' ich oft tragen müssen, als ich noch bei dem Ritter von Streitberg diente."

Der Klostervoigt wendete sich wieder vor und ritt stumm ein Stück weiter. Plötzlich rief er dem Fackelträger zu: „Hanns! was steht denn dort an der Fichte?"

Hanns erhob den Kienbrand, daß sein Schein einen weitern Umkreis erhellte, und sagte: „Wo denn, gnädiger Herr? Ich sehe nichts."

Der Klostervoigt hatte sich im Steigbügel erhoben. „Wahrhaftig!" rief er lebhaft — „es scheint ein Mensch zu seyn. Steh, Hanns, und leuchte hoch."

Indeß Hanns dem Gebote Folge leistete, ritt sein Herr einige Schritte rechts in den Wald hinein, wo er die laute Frage ertönen ließ: „Wer ist hier?"

„Ein Mensch!" lallte eine fast ersterbende Stimme zurück.

„So viel sehe ich nun selbst" — sprach der

Klostervoigt. „Doch es giebt der Menschen gar verschiedene. Was für einer bist denn du?"

„Ein unglücklicher und armer" — hieß es zurück.

„Nun," — antwortete der Klostervoigt — „was die Armuth anbelangt, so ist das eben keine Schande. Alle können wir doch nicht reich seyn. Aber unglücklich — das ist freilich schlimm. Was willst du hier in der Nacht und Kälte?"

„Sterben" — versetzte die dunkle Gestalt mit schrecklicher Ruhe, ohne sich von dem breiten Fichtenstamme zu entfernen, wo sie lang sich anlehnte.

„Sterben?" fragte der Klostervoigt mit Staunen. „Allerdings kann dazu Rath werden, wenn du die Nacht über hier bleibst. Doch, warum willst du schon sterben, scheinst du mir doch noch ziemlich jung zu seyn. Sage mir, wie kommst du hierher und weshalb suchst du keine Herberge auf?"

„Ich habe mich in dem Walde verirrt" — erzählte der Unbekannte — „und wenn dieß auch nicht der Fall wäre, würde mich doch niemand beherbergen wollen."

„Warum nicht? Bist du ein Räuber? ein Mörder? ein Geächteter? Ist dem nicht so, verspreche ich dir selbst Herberge zu geben."

„Ein Geächteter bin ich allerdings" — sprach der Fremde — „doch ganz ohne meine Schuld. Ihr

aber werdet sofort Euer Wort zurücknehmen, wenn Ihr höret, wer ich sei." —

„Und was bist du denn?" forschte der Klostervoigt ganz neugierig.

„Ein Jude!" versetzte der Fremde fest. „Doch nicht aus freier Wahl, so wie Ihr nicht aus freier Wahl ein Christ seid. Ich hatte das Unglück, als ein solcher Mensch geboren worden zu seyn, der, ohne seine Schuld, ein Geächteter ist."

„Ein Jude?" wiederholte der Klostervoigt gedankenvoll.

„Ja, ein Jude!" sprach der Fremde heftig. „Und da ich es nun einmal bin, schäme ich mich auch nicht, es zu bekennen. Nun werdet Ihr mich doch gewiß nicht weiter beunruhigen, sondern mich hier meinen Tod erwarten lassen?"

„Und ich bin ein Christ" — versetzte der Klostervoigt sanft —. „und will dir beweisen, daß ich nicht blos zufällig diesen Namen erhalten habe, sondern meines Herrn und Meisters Willen zu thun mich bestrebe. Folge mir."

Dazu war jedoch der bereits halbtodte Jude gänzlich unfähig. So wie er den Fichtenstamm verlassen wollte, brach er vor Erschöpfung und Frost zusammen. Ohne ein Wort zu verlieren, stieg der Klostervoigt von seinem Rappen, hob mit Hülfe seiner Leute den steif gefrornen Juden in den Sattel und gebot dem Fackelträger, ihn auf der einen Seite fest

zu halten, indeß er dasselbe auf der andern that. So schritt der adelige Klostervoigt als barmherziger Samariter seiner Burg zu, welche man erst fast nach einer halben Stunde erreichte.

Nachdem der Klostervoigt seine Jagdkleidung mit einem bequemen Hauspelze vertauscht hatte, begab er sich in das warme, reich erhellte Speisezimmer, wo seiner bereits ein fast alltäglicher Gast harrte.

„Wie ich sehe" — hob dieser nach herzlicher Begrüßung an, indem er auf das dritte Gedeck auf der Speisetafel zeigte — „habt Ihr, Herr von Landau, noch einen Gast mitgebracht. Jedenfalls einen lieben Bekannten?"

„Das eben nicht, Herr Prior," — versetzte der Herr von Landau mit schalkhaftem Lächeln — „es ist vielmehr ein Gast ganz eigener Art, welchen ich eigentlich Eurer Bekanntschaft zu danken habe."

„Ihr macht mich in der That neugierig auf seine Erscheinung" — rief der Prior lebhaft — „denn ich weiß wirklich nicht, auf wen ich rathen soll."

„Auch würdet Ihr ihn schwerlich errathen, denn er ist — ein Jude, den ich verirrt und fast erfroren im Walde angetroffen und, durch Euern belehrenden Umgang bewogen, in mein Haus genommen habe."

„Sehr brav von Euch, Herr Ritter!" lobte der Prior. „Allerlei Volk, so recht thut, ist dem Herrn angenehm."

Auf das Geheiß des edelmüthigen Hausherrn

erschien nun der Jude, den einige Gläser feurigen Weins und durchwärmte Kleidung bereits ziemlich wieder gestärkt hatten. Frei von kriechender Unterthänigkeit nahm derselbe Platz an dem mit Speisen reichlich besetzten Tische. Er war ein junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, wohlgebildet und unterschied sich durch ungewöhnliche Bildung zu seinem Vortheile von seinen Glaubensgenossen.

Still verzehrten die drei, einander so fremdartigen Männer eine kräftige Weinsuppe, nach welcher der aufwartende Diener eine Schüssel mit frisch gekochten Schinken darbot.

Die aufsteigende Röthe in des Juden Antlitz hier bemerkend, sprach der Herr von Landau etwas unwillig zu seinem Diener: „Ludwig, alter Tropf, weißt du noch nicht, daß ein Jude verabscheut, was vom Schweine herrührt? Schnell, reiche dem Fremden eine andere Schüssel.“

Der Prior sah den Juden mit freundlich durchdringenden Augen an und sprach: „Lieber Mitbruder, ich hoffe, du wirst mir als ein vernünftiger Mensch eine bescheidene Frage nicht übel deuten. Sage mir, aus welchem Grunde verabscheuet ihr Juden den Genuß des Schweinefleisches?“

„Moses hat geboten“ — versetzte der Jude — von dem Schweine, als einem unreinen Thiere, nichts zu essen.“

„Das weiß ich wohl“ — antwortete der Prior ruhig. „Ich bin aber der Meinung, daß dieses Verbot wohl damals, den obwaltenden Umständen nach, ein zweckmäßiges war, doch jetzt nicht mehr. Das heißere Klima Palästina's und die, durch die lange Knechtschaft der Juden in Aegypten hervorgerufene Unreinlichkeit erzeugten häufige Hautkrankheiten und namentlich den fürchterlichen Aussatz. Da wäre allerdings der Genuß des fetten Schweinefleisches höchst schädlich gewesen und darum untersagte ihn Moses, in welchem ich übrigens einen der größten Männer des Menschengeschlechtes ehre. Aber jetzt hat sich die Sache anders gestaltet. Aus welchem Grunde sollte bei ganz veränderter Sachlage der Genuß des Schweinefleisches schädlich oder gar gegen Gottes Willen seyn? Wissen wir doch, daß, was Gott geschaffen hat, nicht für unrein zu halten ist.“

„Darüber kann ich nicht urtheilen“ — versetzte der Fremde — „aber man lehrt uns von Kindheit an, daß wir auf den Genuß von Schweinefleisch sterben würden.“

„Du siehst aber an uns das Gegentheil“ — sprach der Klostervoigt, indem er tapfer in den Schinken hineinarbeitete. „Jedoch will ich dir nicht weiter zureden, da du einmal einen Ekel gegen das Fleisch der Schweine hast, wie wir ohngefähr gegen dasjenige der Hunde und Katzen, was andern Völkern wieder ein großer Leckerbissen ist. Es kommt

Alles auf die Gewohnheit an. Aber diese Rehkeule wird dir vortrefflich schmecken."

„Wir dürfen kein Hüftenfleisch essen" — versetzte der Jude ablehnend.

„Donn — ei bald hätt' ich geflucht. Nun, so versuche diese gefüllte Kalbsbrust, auf deren Zubereitungsart mein Koch nicht wenig stolz ist."

„Auch davon ist mir nicht zu essen erlaubt" — sprach der Jude.

„Alle —! und warum denn nicht? Es ist ja weder von Schweinen, noch von der Hüfte?"

„Aber der Braten ist mit Butter begossen."

„Und was soll dieß schaden?"

„Es steht in unserm Gesetz geschrieben: Du sollst das Kind nicht in der Mutter Milch ersticken."

„Das wäre auch eine ganz schändliche That. Allein was hat sie mit diesem Gerichte Essen zu schaffen?"

„Die Butter ist aus der Milch der Kuh bereitet und das Kalb ist das Kind der Kuh."

„Ei heiliger Cyprian! so weit holt ihr das Ding her? Das Kalb ist ja aber nicht durch die Butter erst todt gemacht oder erstickt, sondern geschlachtet und dann erst mit Butter begossen worden."

„Wenn auch. Unsere Schriftgelehrten legen die Stelle aber also aus und darum dürfen wir keinen mit Butter begossenen Kalbsbraten essen."

„Es trifft vollkommen zu" — sprach der Prior

ernst — „was Christus, unser Meister, von den Schriftgelehrten und Pharisäern sagt. Sie bürden dem Volke schwere und unerträgliche Lasten auf."

„Ich glaubte immer" — hob der Klostervoigt an — „daß meine Tafel nicht die schlechteste im Lande sei und nun muß ich es erleben, daß sich nicht einmal ein armer Jude daran satt essen kann. Was soll ich dir denn noch anbieten? Ich muß ja wieder fürchten, daß du es verwirfst."

„Ich werde, wenn Ihr mir erlaubet, an diesem schönen Braten mich vollends sättigen" — versetzte der Jude.

„Ganz nach Belieben" — sprach der Herr von Landau. „Nur vergiß nicht, der Flasche fleißig zuzusprechen, damit du wenigstens etwas Kräftiges genießest. Wohin, Freund Jude?" fuhr er fort, als er denselben Miene machen sahe, seinen Platz an der Tafel zu verlassen."

„Erlaubt, gnädiger Herr" — antwortete der Jude stammelnd — „ich wollte blos — ich wünschte" —

„Heraus damit!" drängte der Klostervoigt. „Hier wird nichts geheim gehalten. Was wünschest du?"

„Blos ein wenig Wasser, meine Hände zu waschen."

„Warum, Jude? Ich habe dir, als du vorhin die Suppe aßest, auf die Finger gesehen und mit Vergnügen bemerkt, daß du, gegen die Gewohnheit deiner Glaubensgenossen, recht reinlich gewöhnt bist."

„Unser Gesetz fordert, das Brot nicht mit ungewaschenen Händen zu essen."

„Auch wenn sie schon rein sind?"

„Das Gesetz macht keinen Unterschied."

„Da sieht man wieder" — fiel der Prior ein — „daß der Buchstabe tödtet, der Geist aber lebendig macht. Dem jüdischen Volke blieb in der ägyptischen Knechtschaft wenig oder gar keine Zeit zum öftern Waschen übrig, was zur Erhaltung der Gesundheit doch so nöthig ist, und gewöhnte sich daher an die größte Unreinlichkeit. Wollte Moses diesem Laster steuern, mußte er das fleißige Waschen zur Glaubenssache machen, ja selbst bestimmen, wann und wie oft dasselbe vorzunehmen sei. Was aber einem rohen Menschen Zwang war, thut der gebildete aus freier Wahl und Ueberzeugung."

Trotz dieser Auseinandersetzung ging der Jude, seinem Gesetze genug zu thun.

„Wie aber" — hielt ihn der Klostervoigt auf — „wenn kein Wasser zum Händewaschen hier vorhanden wäre?"

„Dann müßt' ich hungern" — versetzte der Jude.

„Auch v e r hungern?"

„Ja — wenn ich das Gesetz erfüllen will."

„Geh', geh' in Gottesnamen" — rief der Klostervoigt gutmüthig — „und mache, daß du wenigstens Brot essen darfst."

Als der Jude wieder in das Zimmer trat, redete ihn der Prior an: „Dürftest du wohl dieses gesäuerte Brot essen, wenn wir jetzt Ostern feierten?“

„Bewahre“ rief der Jude eifrig — „dann müßt' es ungesäuert seyn.“

„Welche neue Bürden!“ seufzte der Prior.

„Ach“ — klagte der Fremdling — sie sind noch nicht die größten, die wir tragen müssen.“ Er trank hier schnell sein Weinglas aus, eine heiße Thräne im blitzenden Auge zu verbergen.

Seinen Kummer gewahrend und ehrend, schwiegen die beiden Anderen.

Nach einer Weile hob der Ritter an: „Sage mir, Mann, wie heißest du? Ich mag nicht gern „Jude“ nur dich nennen.“

„Ich heiße Jonathan“ — versetzte jener.

„Nun wohl, Jonathan! du bist noch jung, wohlgestaltet und wohlgebildet, scheinst auch sonst nicht dumm zu seyn. Warum in aller Welt stelltest du dich nur wie eine Mauer an die große Fichte im Walde und rührtest selbst dann dich nicht, als du den Fackelschein und uns herankommen sahest? Ich glaube, du ständest alleweile noch dort, hätte ich nicht zuerst dich angeredet.“

„Gewiß!“ sprach Jonathan umdüstert.

„Warum aber? Die Jugend liebt doch sonst immer das Leben und zumal das Judenvolk mag nichts vom Tode wissen.“

„Gnädiger Herr“ — versetzte Jonathan — „ich weiß Euch großen Dank für Eure Menschlichkeit, aber fast möcht' ich lieber wünschen, im Walde erfroren zu seyn als Eurer Güte zu genießen. Zürnet mir deshalb nicht“ — fuhr er fort, als er des Hausherrn Antlitz sich verfinstern sah — „höret vielmehr meine Geschichte, damit Ihr selbst die Größe meines Unglücks ermessen könnt. Ich hatte noch zwei Brüder, welche an Jahren bedeutend älter als ich und beide verheirathet waren. Der älteste hatte durch sein Weib großen Segen an Geld und Gut erlangt, der jüngere dagegen desto größere Armuth. Demohnerachtet pflegt der letztere seines und meines alten Vaters mit eben so vieler Liebe als Aufopferung. Denn meines älteren Bruders Weib ist eine böse Schnur, die neidisch und geizig zugleich ist, und ihrem Manne über keinen Kreuzer schalten läßt, um damit seinen Vater zu erquicken. Als Magd hatte sie bei sich eine arme Verwandte, eine blühende Rose im Thale von Jericho, ein Stern in finstrer Nacht. Wie Jacob um Rahel, habe ich sieben Jahre um sie gedient und gearbeitet, und nun, da der Herr gesegnet hat meinen kleinen Handel, daß ich Sara als mein liebes Weib heimzuführen hoffen konnte, stirbt mein älterer Bruder und dahin geschwunden ist meine Hoffnung, wie die junge Saat unter dem Samum der Wüste.“

„Ich begreife nicht, warum?“ sprach der Klostervoigt theilnehmend.

„Unser Gesetz gebietet“ — antwortete Jonathan schmerzlich — „wenn ein Mann stirbt kinderlos, so soll der Bruder sein Weib nehmen. Da nun mein anderer Bruder schon Frau und Kinder hat, muß ich die Wittwe heirathen und meine geliebte Sara, meine Braut, verstoßen. Gegenwärtig bin ich auf dem Wege nach München, wohin mich deshalb ein Brief beschieden hat. Ach, so gern ich sonst dahin wanderte, meine Sara zu sehen, so sträubt sich jetzt mein Fuß dagegen.“

„Das ist ja das abscheulichste Gesetz von der Welt!“ polterte der Hausherr. „Kein vernünftiger Mensch sollte sich zu dessen Erfüllung verstehen.“

„Bei uns Klosterbewohnern findet zwar etwas Aehnliches statt“ — meinte der Prior — „indem wir nur unsre allein seligmachende Kirche als unsre Braut betrachten müssen. Allein, dieß geschieht doch nur aus eigener, freier Wahl und selbst im äußersten Falle kann der heilige Vater noch Dispensation ertheilen.“

„Wie froh bin ich doch“ — sprach der Ritter aus vollem Herzen — „daß ich ein Christ bin, der sich weder über Speise noch Trank, über Neumonden und Sabbather, über Waschen, Heirathen und sonstige Gebräuche ein Gewissen zu machen braucht. Jetzt erst sehe ich diese Wohlthat in ihrem ganzen Umfange ein, obschon ich auch einen großen Schmerz zu tragen habe. Doch, armer Jonathan, verliere

noch nicht allen Muth. Es kann noch Alles sich zum Besten und nach deinem Wunsche wenden. Erhole dich, und bedarfst du meiner Hülfe: so wird der Klostervoigt von Landau sie dir gewähren, und zwar gern und nach Kräften."

Viertes Kapitel.

Vergleichungen.

In der Kirche unsrer lieben Frauen zu München war Frühgottesdienst und darum das Hochaltar mit brennenden Kerzen besetzt, welche die hohen Fenster in der morgenlichen Dunkelheit festlich erglänzen machten. Wohl verwahrt gegen die herbstliche Kälte, zogen die frommen Gläubigen dem Gotteshause zu, dessen Schwellen sie unter harmonischen Glockentönen betraten. Das hohe Deckengewölbe ruhte noch in undurchdringlicher Finsterniß; nur die untere Hälfte der schlanken Pfeiler war mit einem sanften Lichte überzogen, das sich zuletzt in langen Schlagschatten verlor. In ebenmäßiger Ruhe brannte die ewige Lampe, unveränderlich, wie die sich stets gleich bleibende Güte unsers Gottes. Dagegen blinkten die Kerzen auf dem Hochaltar wie des Firmaments freundliche Sterne und winkten die Eintretenden in ihre Nähe. Die Letzteren, schon von den hehren Räumen in andächtigeren Aufschwung versetzt, schlüpften leise in die

Kirchenstühle, wo sie ihre Kniee beugten vor Dem, welchem allein Anbetung, Preis und Ehre gebührt. Die tiefe Stille des heiligen Hauses wurde allein durch die Klänge der Glocken unterbrochen, welche jetzt verhallten und nur in einem schwächer und schwächer werdenden Echo nachtönten. Da senkten sich die Töne des Instruments aller Instrumente — der Orgel — in lieblichen, das Herz wunbersam bewegen-, den Melodieen vom hohen Chore herab und zeigten, wie auch die eingeschlossene Luft das Lob des Schöpfers verkünden müsse. Sie wuchsen allmählig an Fülle der Kraft; sie schwollen an zum mächtigen Sturme, unter dessen Brausen die Fensterscheiben erzitterten, und drangen bis in die weitesten Räume des Gotteshauses, worauf sie sich wieder besänftigten und, einem ruhig dahin fließenden Strome gleich, endigten. An ihre Stelle trat nun der tief ergreifende Gesang vieler weicher, aber hellklingender Kinderstimmen, welche verkündeten, daß „heilig heilig, heilig sei Gott der Herr und alle Lande voll seiner Ehre sind." Und alle Anwesenden bekannten die Wahrheit dieser Worte und sangen sie unter hoch aufschlagenden Flammen heißer Andacht leise nach. Gott zu einem süßen Geruch wirbelte des Weihrauchs bläuliche Wolke empor zum hohen Dome. Die Schelle erklang in der Hand des dienenden Kapellknaben und Alles, was Leben hatte in dem weiten Gotteshause, beugte sich anbetend, dankend, seine Sünden-

schuld erkennend und bereuend vor dem gesegneten Leibe des Gottmenschen, welcher unsre Sünde getragen hatte an seinem Leibe auf dem Holze. Und als die Menge der Gläubigen ihr Haupt wieder erhoben, begannen jubilirende Stimmen das Halleluja zu singen und in die süß berauschende Musik erklangen die mächtigen Klänge der Posaunen und Pauken. Nach geendigter Messe bestieg ein freundlicher Greis die schöngeschnitzte Kanzel und zeigte in kräftiger, erwärmender Rede, wie freundlich die Güte unsers Gottes sei und ermahnte zum Danke gegen denselben, welcher allein durch die Liebe thätig zu guten Werken seyn müsse.

Während der Predigt hatten sämmtliche Kapellknaben sich aus der Kirche entfernt. Nur einer der kleinsten unter ihnen stand noch in der Sakristei vor dem Sakristaner und schien von demselben eine Gunst zu erflehen. Der Knabe in dem feuerrothen Unterrocke und dem schneeweißen Oberhemde, mit den rothen, vollen Wangen, den blitzenden Augen und dem blonden Lockenkopfe, auf welchen das volle Licht einer großen, in den Händen getragenen Wachskerze fiel, glich einem wahren Engel, der mit gewinnenden Schmeichelworten sprach: „Lieber Herr Sakristaner, gebt mir doch, um der heiligen Jungfrau willen, nur ein klein wenig von Euerm Augenwasser. Ich bitt' Euch gar schön darum. Auch will ich es nicht ganz umsonst — nur auf Borg — haben. Sobald ich

Geld bekomme, gedenke ich Euch dafür zu bezahlen. Vielleicht stößt mich noch einmal ein Ochse, so daß ich wieder so reich werde wie neulich. Wollt Ihr nicht?"

„Dummes Zeug!" — versetzte der alte grämliche Sakristaner — „Ich möchte wissen, wozu du das theure kostbare Augenwasser haben wolltest. Deine Augen blitzen ja wie Karfunkel und auch dein Pflegevater ist, so viel ich weiß, nicht von dem grauen oder schwarzen Staare bedroht."

„Das ist schon wahr" — versetzte der Knabe — „aber doch brauche ich das Wasser gar nothwendig."

„Und für wen?" forschte der Alte neugierig. „Das muß ich wissen, sonst erhältst du nichts."

„Für die arme Zierl, die schier blind wird" — sprach der Knabe.

„Zierl?" rief der Sakristaner. „Das ist ja ein Judenname!"

„Ganz richtig!" nickte der Knabe. „Sie ist des Juden Elias ältestes Töchterlein."

„Wie?" zankte der Sakristaner zornig — „und ich sollte die Perlen vor die Säue werfen? Das unvergleichliche Augenwasser, dessen echte Bereitung mein seliger Großvater von dem weltberühmten Italiener Monastasio erlernt hat, und das außer mir auf Erden niemand herzustellen weiß, das gleich dem

Golde geschätzt und gewogen wird, soll ich an eine Judenbrut verschleudern? Daraus wird nichts!"

„Erbarmt Euch doch, Herr Sakristaner!" — bat der Kleine brünstig. „Zierl kann ja nichts dafür, daß ihr Vater ein Jude ist. Unser Heiland ist ja auch ein Judenkind gewesen" —

„I, du gottloser Junge!" schalt der Sakristaner. „Wer hat dir denn solche Gotteslästerung gelehrt?"

„Der Herr Pater Kunow dort auf der Kanzel hat es uns neulich in der Lehrstunde erzählt" — entschuldigte sich der Knabe — „und dabei geboten daß wir allen Menschen ohne Unterschied helfen sollen, wo wir können. Ihr mögt ihn selbst darum befragen, wenn Ihr mir nicht glauben wollt."

„Der Herr Pater Kunow?" fragte der Sakristaner verwundert. Als der Knabe jenen nachdenklich werden sahe, erkannte er den rechten Zeitpunkt und bestürmte den wankend gewordenen Mann mit unwiderstehlichen Bitten, bis er seinen Zweck erreicht sah.

Ein kleines versiegeltes Fläschchen dem Knaben in die Hand gebend, sprach der Sakristaner: „Aber, Seppel, das sage ich dir: nur das eine Mal und nicht wieder. Das Mädel soll darum sparsam damit umgehen und während der Cur ja nichts Fettes oder Schweinsches essen."

„Das darf sie ohnehin nicht" — lachte Seppel

vergnügt und hätte vor Freuden bald vergessen, seine Dienstkleidung abzulegen, wäre er nicht von dem Sakristaner daran erinnert worden. Fröhlich sprang er darauf aus dem Gotteshause und nach Elias Wohnung hin.

Als er das kleine Zimmer betrat, in welchem es, trotz des nun angebrochenen Tages, noch völlig dunkel war, fand er die ganze Judenfamilie beim Frühstück vereint, das in einer Wassersuppe bestand. Zu seiner großen Verwunderung aber saß jene nicht, wie gewöhnlich, um den Tisch herum, sondern auf den harten, schmuzigen Dielen, wo auch die dampfende Schüssel neben einem düster brennenden Lämpchen stand. Selbst der alte Großvater, so sauer es ihm auch ankommen mußte, lag die Länge lang auf dem Boden ausgestreckt, nur mit dem Unterschiede, daß einige alte Kleidungsstücke ihm als Kissen untergelegt waren. Noch bemerkte der Knabe mit neuer Befremdung, wie die Häupter der beiden Männer mit Asche bestreut und ihre Kleider an mehrern Stellen gewaltsamerweise zerrissen waren. Zierl mit den rothen, dick verschwollenen Augen in dem bleichen Gesichte saß als ein wahres Bild des Leidens da und der arme Jacob mit seinen krummen Beinen, dem das Liegen auf der Erde sehr schwer fiel, stöhnte laut und schmerzlich, während er den hölzernen Löffel mit der Suppe zum Munde führte. Dabei sahen die Hände und Gesichter der Erwachsenen wie

der Kinder, ganz gegen ihre Gewohnheit, höchst unreinlich aus, insonderheit hingen die langen, schwarzen Haare der Mädchen in großer Verwirrung um Haupt und Nacken herum. Seppel hatte Muße, dieß Alles zu betrachten, denn er wartete still an der Thüre, bis die Familie ihr einfaches Gericht verzehrt und dann das übliche, lange Dankgebet gesprochen hatte. Hierauf wurde der Großvater in seinen alten Winkel hinter dem Schranke geschafft, wo jedoch der Lehnstuhl verschwunden war. Dasselbe fand mit den übrigen Schemeln und Bänken in der ganzen Stube statt.

Als jetzt Zierl ihr Plätzchen am Fenster einnahm, schritt Seppel auf sie zu und sprach: „Aber, Zierl, warum kauert ihr denn Alle auf den Dielen? Und dein Großvater und Vater auch? Ihr habt doch eure Schemel nicht verkaufen müssen?"

„Nein" — sprach Zierl, ihre stets thränenden Augen wischend — „sie stehen in der Küche auf einandergethürmt. Wir dürfen nicht darauf sitzen, weil wir Trauer bekommen haben."

„Sieh nur Zierl," — fuhr Seppel fort — „deinem Vater und Großvater ist Asche auf den Kopf gefallen. Sage es ihnen doch, damit sie sich wieder rein machen können. Auch müssen sie irgendwo hängen geblieben seyn, weil ihre Kleider so arg zerrissen sind. Warum näht sie denn deine Mutter

nicht wieder zusammen, da sie doch sonst so fleißig ist?"

„Das Alles ist ja mit Fleiß geschehen". — versetzte Zierl — „eben weil wir Trauer haben. Unser Ohm, meines Vaters Bruder, Elias Baruch, ist vorgestern begraben worden und deßwegen siehst du die Asche auf dem Kopfe und die Risse in den Kleidern."

„Das ist doch eine sonderbare Trauer", — meinte Seppel — „sich die Kleider zu zerreißen, den Kopf voll zu streuen und auf den Dielen zu liegen. Sieh nur, wie schmuzig du dich gemacht hast."

„Ich weiß wohl" — sprach Zierl traurig — „aber es läßt sich nicht ändern."

„Zierl" — sprach Seppel jetzt fröhlich — „rathe mal, was ich in meiner Hand für dich habe. Es ist nicht für den Mund, nicht für die Näse und doch für etwas in deinem Gesichte. Nun rathe!"

„Für die Augen etwa?"

„Getroffen! Schau her! in diesem Fläschchen ist ein kostbares Wasser enthalten, womit du dich waschen mußt, um alsbald ganz helle Augen zu bekommen. Schade, daß du keine Christin bist. Sonst würde ich dir sagen, daß das Wasser so gut ist wie dasjenige aus dem Teiche Siloah, in welchem der Herr Jesus einen Blinden sich waschen hieß und der gleich darauf sehend wurde. Schnell, halte deine Hand her; ich will dir eingießen und dann hurtig die Augen damit gewaschen."

„Ich darf nicht, mein guter Seppel" — versetzte Zierl gerührt — „Weil wir Trauer haben, dürfen wir uns nicht waschen, nicht die Haare auskämmen, ja nicht einmal die Nägel beschneiden." „Pfui!" rief Seppel unwillig — „das ist eine abscheuliche Trauer! „Da möcht' ich nicht an deiner Stelle seyn. Darum seht ihr Alle so grützegrau im Gesichte und so schmuzig aus? Aber mit dem Wasser die Augen waschen, kann nicht verboten seyn. Es ist ja kein gewöhnliches Wasser und Waschen, blos eine Arznei."

„Wenn auch" — sprach Zierl trübe — „das Gesetz verbietet es doch."

„Aber du kannst darüber gar blind werden" — versetzte Seppel eifrig — „und dann hättet ihr neue Trauer."

„Ich muß mich in Alles ergeben" — antwortete Zierl fest.

„Schade um meine Mühe, die ich mir wegen des Wassers gegeben habe" — sprach Seppel verdrießlich. „Hier hast du das Fläschchen. Mache damit, was du willst." Er wollte gehen, als ein junger Mann, gleichfalls ein Jude, in die Stube trat und ihn zu bleiben veranlaßte.

Stumm umarmte der Eintretende den Elias, worauf er sich vor den alten Salomo niederwarf und demselben, unter Vergießung vieler Thränen, die Hand küßte.

„Mein Vater" — sprach er mit schmerzlichem Ausdrucke — „dein Sohn Jonathan grüßt dich." Der Greis öffnete die blöden Augen halb und legte seine Rechte auf Jonathans gebeugtes Haupt. „Mein Sohn," — versetzte er — „der Herr hat deinen Bruder abgefordert und du wirst seine Stelle ersetzen."

„Nicht der Herr hat ihn abgefordert" — antwortete Jonathan heftig — „sein böses Weib hat ihn zu Tode gemartert. Und ich werde ihm nachfolgen, muß ich das Gesetz erfüllen."

„Du mußt!" sprach der Alte ruhig. „Der Zorn Jehova's liegt ohnehin schwer auf seinem Volke, — willst du denselben noch durch Ungehorsam erhöhen? Verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllt."

„Und meine Sara? O ich Unglücklicher! wäre ich doch für meinen Bruder Baruch gestorben!"

„Dieser Wunsch ziemt eher mir als dir" — versetzte der Greis. „Ach, lieber läge ich in Abrahams Schooße, als daß ich den Ungehorsam meiner Kinder mit ansähe!"

„Ich gehorche, mein Vater!" sprach Jonathan nach heftigem Kampfe mit sich selbst. „Auf, segne nun deinen Sohn, mein Vater!"

Ein Freudenschein verklärte das runzelvolle Antlitz Salomo's. „Der Herr segne dich wie Ephraim und Manasse" — sprach er mit erhobener Stimme. „Du wirst wachsen wie an einer Quelle und deine

Nachkommen werden besitzen die Thore ihrer Feinde. Sela!"

„Mein Vater" — sagte Jonathan, indem er dem Greis ein Säckchen mit Geld auf den Schooß legte — „hier ist, was ich in sieben Jahren errungen, um Sara heimführen zu können. Debora, deine Schnur, besitzt Reichthums genug, um mich nehmen zu können wie ich bin. Erfreue deine Tage mit dem kleinen Schatze."

„Komm her, mein Sohn, und küsse mich" — sprach der Greis bewegt — „du hast meine Seele erquickt. Der Herr gebe dir dafür seinen besten Segen. Verflucht sei, wer dir fluchet, gesegnet sei, wer dich segnet."

Jonathan erhob sich von der Erde und trocknete seine Thränen. Alle sahen den wackern jungen Mann mit mitleidiger, doch ehrerbietiger Miene an, welcher jetzt an das Fenster trat und gedankenvoll in die blinden Scheiben starrte.

Indem wurde die Thüre rasch geöffnet. Ein schlank gebautes Judenmädchen sprang herein und eilte unter heftigem Weinen auf die Gattin des Elias zu, welcher sie schluchzend um den Hals fiel.

„Debora hat mich verstoßen" — rief sie — „weil ich den alten, bösen Joas nicht heirathen mag. Ach, nimmer kann ich meines Jonathans vergessen! lieber sterben und verderben als ihm untreu werden!"

Bei dem Tone ihrer Stimme hatte Jonathan

schnell sich umgedreht. Als er die Jungfrau im Arme seiner Schwägerin ersah, wollte ihm das Herz im Leibe vor Schmerz zerspringen. Fest preßte er beide Hände auf dasselbe, während er bald roth, bald bleich wurde.

Jetzt fiel Saras Blick auf die stumme, leblose Gestalt Jonathans. Ein Schrei freudigen Erschreckens glitt über ihre schönen Lippen. Sie riß sich von der Ruth los, trat zwei Schritte auf Jonathan zu und erhob beide Arme, ihn zu umfassen. Dann blieb sie wie eingewurzelt stehen. Ein Gleiches hatte Jonathan gethan. Kraftlos ließ er die erhobenen Arme sinken und blickte glanzlosen Auges die verwirrte Jungfrau an.

„Du kennst das Gesetz, das fürchterliche?" sprach er matt.

„Ich kenne es" — versetzte die Jungfrau vergehend.

„Ich werde gehorchen" — fuhr Jonathan, nach Kraft ringend, fort. „Darum lebe wohl, Sara, auf ewig. Werde glücklicher als ich, der ich bald meinem Bruder nachfolgen werde in die dunkle Todeskammer."

Sara rang verzweifelnd die Arme.

„Lebe wohl, zum letztenmale meine Sara!" — wiederholte Jonathan mit sterbender Stimme und hielt der Jungfrau seine Rechte hin, ihr innig dabei in das erblaßte Antlitz blickend. In dem Augenblicke, wo Sara ihre zitternde Hand in die seinige legte, ertönte vor der Stubenthür ein lautes Keuchen.

„Da kommt Debora!“ stammelte Sara erschrocken und flüchtete in die Kammer. Mit offenem Munde starrte Jonathan nach der Thüre, durch welche ein altes, grundhäßliches Judenweib hereinwatschelte. Ihr graues Haar blickte unter einer schmuzigen Haube hervor; der große Mund zeigte keinen Zahn mehr; der aschefarbene Hals dagegen einen ansehnlichen Kropf, welcher die Ursache des überlauten Athmens war. Die ganze unförmliche Gestalt hatte nur wenig über Aschers Körperlänge. Statt des Grußes stieß ihr Mund eine Fluth von Schimpfreden und Verwünschungen über Sara aus, welche ihr davon gelaufen sei und ihr Glück mit Füßen von sich stoße. Jonathan erkennend sprach sie hierauf mit widerlichem Grinsen: „Ah, da ist ja mein lieber Bräutigam. Willkommen, theurer Jonathan! Hast du gute Geschäfte gemacht. damit du doch nicht ganz bloß zu mir armen Wittib ziehest, welche einer solchen Stütze, wie du bist, gar dringend bedarf. Ach, mein seliger Baruch ließ die ganze Last der Geschäfte allein auf meinen schwachen Schultern liegen. Keine Schuld verstand er einzutreiben. Immer kam er ohne Geld heim, wenn ich ihn ausgeschickt hatte. Vergebens lehrte ich ihn, wie man den schlimmsten Schuldner knöcheln müsse, um ihn zum Zahlen zu vermögen. Werde sein getreuer Schatten“ — ermahnte ich ihn. „Begleite ihn auf allen seinen Wegen; hänge dich an seine Fersen. Setzt er den Fuß vor

seine Thüre, falle sein erster Blick auf dich. Geht er zur Messe, erwarte ihn an der Kirchenthüre; harre dort, bis er wieder herauskommt. Schaut er am Morgen aus dem Fenster, stehst du bereits bittend demselben gegenüber. Laß dich verspeien, schimpfiren, mit Füßen fortstoßen; krieche wie ein Wurm vor ihm — nur bringe Geld!" Aber er begriff meine Lehren nicht, mochte lieber in's Bierhaus gehen, aus welchem ich ihn oft mit Ohrfeigen getrieben habe. Du wirst es besser machen, mein rüstiger Jonathan. Außerdem müßten wir ja zu Grunde gehen."

Hier schlich sich Seppel sachte hinter dem keuchenden Weibe weg und aus der Stube. So klein er war, so sagte er sich doch, daß er nicht mit dem armen Jonathan tauschen möchte und sollte er ganze Tonnen voll Gold zu hoffen haben. Als er die Treppe hinabstieg, hörte er den Ascher nachkommen, welcher gleicher Meinung mit ihm war. Derselbe wollte in die Synagoge gehen, wo man das Purimfest feierte. Seppel, von Neugierde geplagt, begleitete ihn dahin. Die Synagoge befand sich in einem alten, hölzernen Hause und zwar in dem ersten Stockwerke desselben. Die Fenster des Saales gingen in den Hof heraus, die an der Vorderseite befindlichen waren auf Befehl der Obrigkeit vermauert, damit die Christen kein Aergerniß an dem Gottesdienste der Juden nehmen möchten. Da Seppel, als Christenkind, in die Versammlung nicht eintreten durfte, so führte ihn

Ascher auf einen gegenüber befindlichen Gang, von wo aus er in die Fenster des Saales schauen konnte. Was Seppel hier sah, war nicht geeignet, ihm eine vortheilhafte Meinung von dem jüdischen Gottesdienste einzuflößen. Er gewahrte eine Menge langbärtiger Juden, welche vor hölzernen Kirchenbänken knieeten und einen entsetzlichen Lärm verführten. Ein Jeder war nämlich mit einem hölzernen Hammer bewaffnet, welchen er donnernd auf die Bank niederfallen ließ. Dabei warfen sie den Kopf hinüber und herüber, vor und hinter, beugten sich bis zur Erde, und schrieen in allen Tönen bunt unter einander, so daß kein Mensch ein Wort verstehen konnte. Zu Zeiten ließen sich blos einzelne Stimmen hören, dann aber fiel der ganze Chor desto lauter wieder ein, als hätten sie nur neue Kraft zum Schreien sammeln wollen. Dabei nahm das Pochen mit den Hämmern kein Ende.

Seppel stand ganz erstaunt. „Welch ein Lärmen!" hob er an. „Nun begreife ich, warum man spricht: Hier geht's zu wie in einer Judenschule. Ich bitte dich, lieber Ascher, sage mir doch, warum sie mit den Hämmern so aufpauken? Da gefällt mir die Musik in unsrer Kirche viel besser. Auch geht's darin viel stiller zu. Es ist ja hier, als zankten und prügelten sie sich zusammen, als daß sie den lieben Gott anbeteten. Mir würde seelenangst, wäre ich mitten in dem Tumulte."

„Weißt du die Geschichte von der Esther?“ fragte Ascher. „Wo der böse Fürst Haman alle Juden umbringen lassen wollte? Aber die Sache kam anders und der König Ahasverus erlaubte den Juden, alle ihre Feinde tödten zu dürfen. Darauf erwürgten sie 75,000 derselben und die übrigen durften sich nicht rühren. Deshalb feiern wir das Purimfest und schlagen mit den Hämmern auf unsre Feinde los.“

„Wenn ihr nun dürftet, so würdet ihr wohl auch auf die Christen losschlagen?“

„Gewiß!“ antwortete Ascher mit freudig funkelnden Augen. „Alle die Buben, welche mich neulich so geschlagen haben und der Mann, der ihnen dabei half, sollten es büßen müssen. Auge um Auge, Zahn um Zahn gänge es dann.“

„Ascher,“ — sprach Seppel furchtsam — „du machst mir ordentlich bange.“

„O, dir thät ich schon lange nichts“ — versicherte Ascher treuherzig — „und deinem Pflegevater dazu. Aber die andern sollten es ausbaden!“

Trotz dieser Versicherung machte Seppel, daß er aus dem Hause kam. Auf dem Heimwege trat ihm unwillkürlich das Bild der Kirche unsrer lieben Frauen mit den Glockenklängen, den lieblichen Tönen des Gesanges, der Orgel und der Musik, mit den freundlich flimmernden Kerzen und der tiefen Ruhe der Andächtigen vor die Seele. Verglich er damit den Lärm

und den Ursprung des Purimfestes: so fühlte schon der Knabe dunkel, daß seine Kirche doch der jüdischen weit vorzuziehen sei.

Fünftes Kapitel.

Der Trabant und seine Schwester.

Am Nachmittage des St. Thomas-Festes saß Frau Siebert, die Gemüsehändlerin, in ihrem Stübchen am warmen Ofen und pflegte der Ruhe. Sie hatte eine gute Mahlzeit zu sich genommen und einige Krügel starken Bieres darauf gesetzt, wodurch ihr der Kopf schwer und schläfrig geworden war. Eben hatte sie zum erstenmale ausgeschlafen, was sie durch ein lautes Gähnen kund that, als sich die Thüre ihres Stübchens, welches im Erdgeschosse lag, aufthat und eine schön geputzte Dirne im silbernen Riegelhäubchen und bunten Mieder herein trat. Auf ihren Armen ruhte im Einsteckebettchen ein schönes Kindlein, über welches ein zarter, weißer Schleier ausgebreitet war.

„Frau Base" — sprach sie gedämpft zu der Gemüsehändlerin, welche die schläfrigen Augen kaum zur Hälfte öffnen konnte — „Ihr müßt mir heute schon einen Gefallen thun — es soll auch Euer Schade nicht seyn. Meine Herrschaft ist bei Canzlers und

ich bin mit dem Adalbert hier spazieren gegangen. Wie Ihr seht, hat ihn die frische Winterluft fest eingewiegt. Er wird sobald nicht erwachen. Laßt mich ihn ein Weilchen dort auf Euer Bette legen, indeß ich ein Stündchen nebenan in die Schreinerherberge springe, wo heute flott getanzt wird. Die Gelegenheit dazu kommt für einen Dienstboten nicht oft; darum laßt sie mich benutzen."

Frau Siebert nickte, gähnte und schloß die Augen wieder, worauf die tanzlustige Dirne den Säugling auf das Lager ihrer Base bettete und den Schleier über denselben breitete. Schnell sprang sie nun fort.

Indeß schliefen die Beiden um die Wette. Das Stündchen war vergangen und die Dirne noch nicht wieder da. Es düsterte schon, so daß der Hintergrund des Stübchens, wo das Bette mit dem kleinen Schläfer stand, mehr und mehr in Dunkel sich hüllte. Da weckte ein starker Schlag auf den Drücker der Stubenthüre die Händlerin aus ihrem langen Schlafe. Bevor sie noch völlig munter wurde, zeigte sich ein großer, starker Mann in Soldatenkleidung, welcher mit spornklirrenden Schritten auf die Frau zuging und mit derber, kriegerischer Weise begrüßte.

„Base" — hob er mit voller Stimme an — „ich komme, Euch meinen neuen Mantel zu zeigen, den ich mir von meinem sauer ersparten Lohne angeschafft habe. Der alte war gar zu schlecht geworden. Erbsen konnte man durchwerfen und dennoch

habe ich ein Judenweib damit angeführt, so daß ich noch einen Gulden und 40 Kreuzer dafür bekam. Es war doch ein artiger Zuschuß zum Tuche. Mein Herr, der Stadthauptmann, der eigentlich ganz anders mit mir verfahren sollte, ist ein schäbiger Knicker, der mir außer meinem Lohn nur selten einen kleinen Zuschuß giebt. Schon lange hat er mir eine bessere Stelle versprochen und immer nicht Wort gehalten. Er mag sich in Acht nehmen. Macht er mir's zu bunt: soll er's bitter bereuen müssen. Er soll nicht wähnen, daß, weil er Stadthauptmann ist und ich nur ein bloßer Leibtrabante, er mit mir machen könne, was er wolle. Ho! ho! ich kenne eine Seite, wo ich ihn derb fassen kann. Aber, puh, Base, Euer Ofen ist ein wahrer feuerspeiender Berg. Wär' es draußen so warm, hätt' ich die Ausgabe für den Mantel ersparen können." Bei diesen Worten nahm er letzteren von den Schultern und warf ihn weit von sich auf das in Dunkel gehüllte Bette seiner Base. Das breite Wehrgehenke mit dem langen, schweren Schwerdte abnehmend, fuhr er fort: „Ich hab' es allgemach satt, den Kriegsmann vorzustellen. Endlich will man doch auch der Ruhe genießen, ein Weib nehmen und seine eigene Wirthschaft haben." Er schickte das Schwerdt dem Mantel nach und knöpfte sich den bunten Kriegerrock auf. „Habt Ihr das tolle Ding, meine Schwester, kürzlich zu Gesicht bekommen? Ich denke, sie hat es als

Kindermaid beim Stadthauptmanne besser als ich und hat doch weniger Verdienst um ihn."

„Sie war vorhin da" — versetzte Frau Siebert, ohne ihren Platz hinterm Ofen zu verlassen — „und lief im ersten Augenblicke wieder fort zu Tanze. Das wilde Ding!"

„Habt Ihr Euch etwa junge Kätzchen angeschafft?" fragte der Trabant plötzlich querfeldein.

„Ei behüte Gott" — meinte Frau Siebert — „wie fällt dir so etwas ein?"

„Es biebelte dort unter Euerm Bette just wie Katzengekreische."

Wie vom Donner gerührt, sprang Frau Siebert jetzt in die Höhe und nach dem Bette hin; denn nicht eher hatte sie sich des ihrer Obhut anvertrauten Kindes erinnert. „Jesus Maria!" rief sie erschrocken, als sie das schwere Schwerdt und den dicken Mantel auf dem Säuglinge liegen sahe. Ihre zitternden Hände vermochten kaum Beides schnell wegzureißen. Den Schleier entfernend, lief sie mit dem Bettchen nach dem Fenster, um dort den Zustand des Kindes zu untersuchen. Beinahe wäre dasselbe ihren Armen entfallen, denn — o heiliger Gott! der Säugling, blitzblau im Gesichte, war unbeweglich — war todt — erstickt! Das Geschrei, die Klagen und Vorwürfe der vernichteten Frau belehrten den erschrockenen Trabanten, welch' schreckliches Unheil er angerichtet hatte. Doch besaß er noch Geistesgegenwart genug, Versuche

des Wiederbelebens anzustellen. In dieser Absicht zog er ein spitziges Messer hervor und öffnete dem Kinde an dem Arm= und Handgelenke eine Ader und als hier kein Blut fließen wollte, auch am Fuße. Doch vergebens. Der unerbittliche Tod gab seine Beute nicht wieder her.

Glühend, mit fliegendem Athem stürmte jetzt die Wärterin des Kindes in die Stube. Sie ward urplötzlich zur Leiche, als sie das durch ihre Schuld entstandene Unglück erfuhr. Nun verwünschte sie ihre Tanzlust, die vergeßliche Base, ihren unachtsamen Bruder — aber der kleine Adalbert blieb todt.

„Das einzige Kind!" rief die Dirne händeringend — „der Stolz, die Hoffnung meiner Herrschaft! Ach, mein Gott! was soll aus mir werden?! Den Tod habe ich davon! Nimmer darf ich wagen, meiner Herrschaft wieder vor die Augen zu kommen. Giebt es denn kein Mittel, mich zu retten? O ich Unglückliche!"

Hier trat der Trabant, welcher nachdenkend auf und abgegangen war, zu seiner Schwester und indem er seine breite Hand auf ihren Mund legte, sprach er entschlossen: „Das erste Mittel, dich und uns zu retten ist — Schweigen. Fährst du fort, das ganze Haus zusammenzuschreien, so sind wir verloren. Das Unglück ist einmal geschehen und nun nicht zu ändern." Die Wahrheit dieser Rede war einleuchtend; deshalb mäßigte Nanny die Heftigkeit

ihrer Trauer und beschränkte sie auf stilles Weinen und Beklagen des Säuglings.

Während dem nahm der Trabant denselben aus seinem Bettchen, welches er seiner Schwester übergab und dabei sagte: „Jetzt begiebst du dich mit dem überhangenen Bettchen sofort nach Hause, thust, als sei nichts vorgefallen und vermeidest darum, den Schleier wegnehmen zu lassen Auf der Treppe oder in der Flur des Hauses deiner Herrschaft machst du, im Fall du dich allein daselbst siehest, Lärm und giebst vor, daß drei bärtige Männer dich so eben überfallen, gehalten und das Kind aus seinem Bettchen geraubt hätten. Die Sache wird um so wahrscheinlicher, wenn du sie den Juden zuschiebst, da diese ohnehin verhaßt und erst kürzlich von dem Stadthauptmann schnöde abgewiesen worden sind, bei welchem sie um Milderung einer drückenden Verordnung eingekommen waren. Der angebliche Raub erscheint dann als eine natürliche Folge von Rachsucht und wird leicht geglaubt werden."

„Aber das todte Kind — mein kleiner, lieber Adalbert?" schluchzte Nanny bitterlich weinend — „was wird aus ihm?"

„Ihn bei Seite zu schaffen, ist meine Sorge" — versetzte der Trabant. — „Du aber thust, wie ich dir geboten habe, weichst auch später um keinen Preis von deiner ersten Aussage ab, willst du nicht uns alle drei in's Verderben stürzen."

Gewaltsam drängte nun Nanny ihre Thränen zurück, nahm das leere Bettchen, über welches ihr Bruder den Flor breitete, und ging zitternd davon.

Der Trabant warf den verhängnißvollen Mantel über seine Schultern, barg das erstickte Kind unter demselben und verließ mit einem rauhen Gruße seine vernichtete Base.

Sechstes Kapitel.

Grosse Sorge.

Der nächste Tag war ein Freitag, an dessen Morgen Frau Elias den nöthigen Vorrath an Lebensmitteln einzukaufen ging, da der Sonnabend ein Tag der Ruhe für die Bekenner des mosaischen Glaubens ist. Der alte Mantel, welchen sie, wie im Anfange erzählt worden ist, zu theuer gekauft hatte und den sie, seiner schlechten Beschaffenheit wegen, nicht wieder los geworden war, diente ihr als Hülle für die erhandelten Gegenstände aller Art. In mitten der heute erworbenen Kleidungsstücken hatte sie ihren Vorrath an Krauthäuptern, Kohlrüben und Brot geborgen. Sie hatte heute Ursache, mit ihrem Handel in jeder Hinsicht zufrieden zu seyn und betrat daher froher als gewöhnlich ihre Wohnung. Hier fand sie ihre Kinder mit den gewöhnlichen Arbeiten des Ausbesserns und Reinigens der alten Kleider beschäftigt. Zierl, deren Augen in Folge des angewendeten Augen=

wassers wirklich besser wurden, war ihrer Mutter beim Ablegen des schweren Bündels behülflich und letztere schickte sich eben an, dessen Inhalt an seinen Ort zu bringen, als ihr Gatte mit verstörtem Antlitze hereintrat.

„Hast du's schon gehört?“ rief er eifrig. „Die Feinde Israels haben ihren giftigen Mund aufgethan, uns zu verderben. Die ganze Stadt ist voll der Mähr, daß des Stadthauptmanns Kindermaid gestern Abend in der dunkeln Hausflur von drei Kerlen überfallen worden sei, welche sie gewältigt und ihr des Stadthauptmanns einziges Söhnlein entrissen hätten. Und — o Knecht Moses! — das sollen drei von unsern Leuten gewesen seyn! Du hättest nur sehen sollen, was für drohende Mienen mir überall begegneten — wie das Volk sich bereits in den Straßen zusammenrottet und Schmähworte über uns ausstößt! Der Herr wolle eine grausame Verfolgung gnädiglich von uns abwenden, wie unsere Voraltern schon mehrmals von den, nach unsrer geringen Habe gierigen Christen zu erdulden gehabt haben.“

Diese Hiobspost verdrängte schnell die frohe Stimmung Ruths. Seufzend rollte sie den Mantel auf, und entnahm demselben ein altes Kleidungsstück nach dem andern, um zu den darunter befindlichen Lebensmitteln zu gelangen.

„Muß man nicht jedes Krauthaupt, jede Kohlrübe vor den Augen der Christen verbergen?“ klagte

Ruth bei ihrer Beschäftigung — „weil sie uns lieber das trockene Brot nicht gönnen möchten und gleich über unsern Reichthum schreien, sehen sie uns einmal ein Stückchen Fleisch heimtrag —"

Hier unterbrach Ruth ihre Rede, indem sie einen durchdringenden Schrei ausstieß und besinnungslos zu Boden stürzte.

Niemand von den Anwesenden sprang herzu, der Ohnmächtigen beizustehen. Alle standen versteinert und blickten stieren Blickes auf den Tisch, wo, statt der vermeinten Feldgewächse, auf dem Mantel — ein entseeltes Kind lag!

Gewiß, es war ein Trug der Hölle, welche ihnen das Schreckbild blos vorgaukelte. Als dasselbe blieb und des Elias untersuchender Finger, von der Eiskälte des kleinen Leichnams berührt, erschrocken zurückfuhr, überzeugte er sich, daß es grauenvolle Wirklichkeit sei. Die Kinder, ohnehin von bleichem Ansehen, glichen mit den blauen Ringeln um die eingesunkenen Augen und den farblosen Lippen stehenden Leichen und vermehrten durch ihren Anblick die Schreckensscene, über welche der Großvater in seinem Winkel vergebens um Aufklärung bat.

„Ruth! Ruth!" rief jetzt Elias und schüttelte heftig sein ohnmächtiges Weib — „sprich, was heißt das? Ruth! Unglücksweib! woher hast du das todte Kind?"

Ruth gab keine Antwort. Zierl allein besaß so

viel Gegenwart des Geistes, daß sie fortsprang und mit einem Kruge kalten Wassers zurückkehrte, womit sie der Mutter lebloses Antlitz benetzte.

Indeß hatten des Elias Bart, Haupthaare und Kleider ärger denn jemals zu leiden, worin ihm selbst sein greiser Vater nachahmte, als derselbe einigermaßen den Stand der Dinge erkannt hatte. Nachdem Elias etwas ruhiger geworden war, gab ihm die Untersuchung der Wäsche des Todten neuen Anlaß zur Verzweiflung.

„Jüpchen, Lätzchen, Hemdchen mit A. v. L. bezeichnet!" — jammerte er. „Es ist kein Zweifel: das Kind ist Adalbert von Landau, unsers Stadthauptmanns geraubter Sohn! — Ruth! gestehe, wie kommst du zur kleinen Leiche?"

Ruth hatte sich etwas erholt. Mit matter Stimme beantwortete sie die Frage ihres Mannes: „Gott, der Herr, ist mein Zeuge: ich weiß es nicht. Nachdem ich auf dem Markte eingekauft, habe ich einen Brustlatz und ein Kamisol erhandelt, wobei ich allerdings mein Bündel ablegen mußte. Wo aber, und von wem das Kind an die Stelle der Lebensmittel gelegt worden ist, vermag ich nicht zu bestimmen."

„Beelzebub ist's gewesen!" murmelte Elias vor sich hin. „Er will uns von der Erde vertilgen. O mein Vater! rathe deinem schwer gebeugten Sohne, was er in dieser Noth beginnen soll?" Seit vielen Jahren zum erstenmale wieder tropften Thränen aus

des Greises Augen. Mit zitternder Stimme versetzte er: „Ach, Herr, strafe uns nicht in deinem Zorn, und züchtige uns nicht in deinem Grimm. Heile mich, Herr, denn meine Gebeine sind erschrocken. Ach, Herr, wie so lange!"

Still hörte Elias den Psalm des königlichen Sängers, von seinem Vater gesprochen, mit an. Er wagte nicht, seine Bitte zu wiederholen, selbst da der Alte, wie von Erschöpfung, schwieg. Dieser hob endlich gesammelter an: „Mein Sohn Elias! mache dich flugs auf und trage die Größe unsrer Noth dem weisen Rabbiner Sebulon vor. Nicht wir allein — das ganze Volk Israel leidet ja mit uns, wenn der Tod des unschuldigen Kindes, als von uns verübt, ruchbar wird. Was Sebulons Weisheit beschließen wird, wollen wir befolgen. Fühlt er sich allein nicht klug genug, mag er den Rath der Aeltesten darüber einholen. Indeß du aber hingehest, ist der Leichnam zu verbergen, damit nicht etwa ein Unberufener zu uns eindringe und unser Elend an das Tageslicht ziehe."

Ohne die geringste Einwendung zu machen, unterwarf sich Elias der empfangenen Weisung. Nicht ohne geheimes Entsetzen faßt' er die Kindesleiche an und trug sie in seine finstere Küche, wo er sie hinter klein gespaltenem Holze versteckte.

Schon auf dem Sprunge, zu dem Rabbiner zu eilen, sah sich Elias noch auf der Treppe von seinem

Ascher zurückgeholt mit der Bedeutung, daß der Großvater nochmals seiner begehre. Als er erwartungsvoll vor demselben hintrat, sprach dieser ernst: „Mein Sohn, du hast, wie ich weiß, einen Todten angegriffen. Bist du deshalb dem Gesetze Mosis nachgekommen oder nicht?"

„Verzeihung, mein theurer Vater," erwiederte Elias beschämt — „in der Angst meines Herzens vergaß ich die Pflicht."

„Verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllt" — wiederholte Salomon. „Wir wollen uns hüten, den Grimm unsers Gottes noch mehr zu reizen."

Worin bestand die Uebertretung des armen, gebeugten Elias? Er hatte unterlassen, seine Hände nach Berührung des kleinen Leichnams zu waschen — ein Versehen, das er jetzt schnell wieder gut zu machen eilte.

Nach Verlauf einer schrecklich langen Stunde kam er endlich wieder.

„Was sagte der würdige Sebulon?" forschte der Greis mit gefaßtem Tone.

„Er mochte die Sache nicht auf sich allein nehmen und berief deshalb die Aeltesten der Gemeine zu sich" — antwortete Elias, sich die kalten Schweißtropfen von der Stirne wischend. „Der gemeinsame Beschluß" — fuhr er mit Anstrengung fort — „lautete dahin: daß, da die Christen, unsre bittersten

Feinde, uns die lauterste Wahrheit, hinsichtlich des todten Kindes, nimmer glauben würden, so soll ich dasselbe in der nächsten Nacht heimlich bei Seite zu schaffen suchen und den Meinigen das tiefste Schweigen darüber anbefehlen." Mißbilligend schüttelte der Greis sein Haupt. „Hat der Rabbiner vergessen" — sprach er — „daß in der nächsten Nacht bereits der Sabbath begonnen hat, an welchem weder du, noch dein Weib, Kind, Knecht, deine Magd, dein Vieh, ja selbst der Fremdling, der in deinen Thoren ist, kein Werk thun soll?"

„Er hat es nicht vergessen," — versetzte Elias — „aber gleichwie zu den Zeiten der Maccabäer die Kinder Israel auch am Sabbathtage gegen ihre Feinde sich wehren durften, also gebiete die Noth, auch dießmal eine Ausnahme zu machen. Auch hat der Rabbiner mich bereits von der Schuld der Sabbathschänderei im voraus losgesprochen."

„Ich bin nicht dieser Meinung" — sprach Salomon — „lieber sterben wie die sieben Brüder vor dem grausamen Antiochus, als das Gesetz übertreten. Doch, du hast dich dem Gebote des Rabbiners zu unterwerfen, sollte auch der Segen des Herrn nicht mit dieser That seyn. Was gedenkst du, mit dem Leichname zu beginnen?"

„Man rieth mir" — antwortete Elias — „denselben den Fluthen der Isar anzuvertrauen."

Wiederum schüttelte Salomon das Haupt. „Würde dir es gleichgültig seyn" — sprach er — „ob die Leiche deines Kindes unbedeckt von der Erde bleibe und demnach den Peinigungen der bösen Geister preisgegeben sei oder nicht? Der kleine Todte ist zwar nur ein Kind der Christen, welche unsern Glauben an das Daseyn solcher Quälgeister als eine Thorheit verlachen: doch laß uns den armen Kleinen nicht die Schuld seiner Glaubensgenossen tragen, sondern ihn der Erde wiedergeben, von der er genommen ist."

In ängstlicher Stille verstrich wieder eine Stunde. Ruth fühlte sich so angegriffen, daß sie ihr Lager aufgesucht hatte. Elias dagegen saß auf seinem Schemel, das Haupt auf die Brust gebeugt, in tiefem Nachdenken. Die Kinder waren zusammengerückt und unterhielten sich ganz leise, wobei natürlich das todte Kind der Hauptgegenstand ihres Gesprächs war.

Keines von ihnen hatte indeß Acht gehabt, daß die Fensterscheiben mit einer dicken Eisrinde sich überzogen hatten und der Hauch des Mundes immer sichtbarer wurde, bis endlich der Großvater anhob: „Mich friert."

„Lege doch Holz im Ofen nach" — sprach die nähende Zierl zu ihrer Schwester Judith.

„Ich fürchte mich, in die Küche zu gehen" — antwortete diese, vor Furcht sich schüttelnd.

„Wir wollen zusammen gehen" — versetzte

Zierl, gleiche Empfindung mit ihrer Schwester theilend.

„Hu!“ sagte diese — „ich mag das Holz nicht anrühren, hinter welchem das todte Kind steckt — „nicht einmal in die Küche gehen, wo die bösen Geister die kleine Leiche quälen.“

Unentschlossen blieb auch Zierl sitzen. Gern hätte sie die größte Kälte ertragen, um nur nicht in die Küche gehen zu müssen, aber — der arme, frierende Großvater — die matte Mutter, welche noch vor Schreck und nun auch vor Frost zitterte.

„Geh du mit“ — sprach sie zum Ascher — „wir machen die Augen zu, dann sehen wir nichts, und das Holz und das Ofenloch können wir greifen.“

„Bleib“ — antwortete Ascher, sich ermuthigend — „ich werde allein gehen, auch die Augen nicht zumachen. Ein Junge wie ich bin, darf sich nicht fürchten.“ Beherzt ging er hinaus und kam, nachdem er einige Holzscheite in den Ofen geschoben, mit etwas blässerem Antlitze wieder herein.

„Ich habe nichts gesehen“ — sprach er zu seinen Geschwistern, welche ihn neugierig und mit dem Ausdrucke von Ehrfurcht ansahen — „aber das arme Kindlein dauert mich, wenn es gleich ein Christenkind ist. Muß da, statt in seinem weichen, warmen Bettchen, unter harten, kalten Holzscheiten liegen.“

Die übrigen Kinder gaben ihm Recht und ver-

gaßen darüber auf eine kurze Zeit ihre eigene Hülf=losigkeit.

Jetzt erwachte Elias aus seiner Starrsucht. Das todte Kind mehrmals von seinen Kindern erwäh=nen hörend, ging er auf dieselben zu und sprach feier=lich: „Schauet, Kinder, dort euern alten, ehrwür=digen Großvater, den der Herr achtzig Jahre hat er=blicken lassen. Wollet ihr, daß seine grauen Haare mit Blut benetzt in die Grube fahren sollen? Schauet dort eure Mutter, dieses gute Weib, das euch mit Schmerzen geboren und mit Schmerzen groß erzogen hat. Wollet ihr sie tödten für all' ihre Liebe und Treue? Wollet ihr endlich, daß ich, euer Vater, der ich mich oft habe schelten, verspeien, mit Füßen tre=ten lassen um eurer Erhaltung willen, daß ich den schimpflichen Tod des Missethäters erleiden solle?"

„Nein, nein, nein, nein, mein Vater!" hieß im Chor zurück.

„Nun denn" — sprach Elias gerührt — „so lasset das todte Kind nie wieder über eure Lippen kommen, im Wachen nicht, im Schlafe nicht. Rei=ßet das Andenken daran sammt der Wurzel aus eu=rem Gedächtnisse. Seid stumm wie die Steine, wenn euch jemand darüber ausforschen will, auf daß ihr nicht Blutschuld über euere Häupter kommen lasset."

„Vater" — versicherte Ascher — „und wenn sie mich mit glühenden Zangen zwickten, in kochen=

dem Oele brateten und mich quälten, wie der grausame Antiochus that: gewiß, ich würde euch nimmer verrathen."

Während dieser Rede hatte sich das bleiche Antlitz Aschers mit einer hohen Röthe überzogen. Hatte er doch schon bei der neulich erlittenen Mißhandlung von Seiten der Christenkinder seinen Mund nicht zur Klage geöffnet, und er sollte es thun, wo es das Leben seiner geliebten, unschuldigen Aeltern, seines theuern Großvaters galt?!

Die Schwestern Aschers und sein kränklicher Bruder Jacob getrauten sich nicht, eine ähnliche Zusage zu geben, obschon sie die Ihrigen nicht minder liebten als der trotzige Ascher.

Langsam schlichen die wenigen Stunden des kurzen Tages dahin. Mit der Dunkelheit wuchs des Elias Unruhe und Angst. Wiederholt trat er an's Fenster und starrte in die schwarze Nacht hinaus. Endlich, als die Glocke elf Uhr geschlagen hatte, schlich er mit dem Lämpchen in die Küche. Das Haar empor gesträubt, kam er nach einer kleinen Weile wieder, den verhängnißvollen Mantel, in ein Bündel gewickelt, unter dem Arme. So trat er, ohne ein Wort zu sagen, mit hörbar zusammenschlagenden Zähnen vor seinen Vater hin, der, den Zustand seines Sohnes fühlend, stumm seine Rechte auf dessen Haupt legte, worauf Elias die Treppe hinab und aus dem Hause schlüpfte. Die Angst in al-

len Zügen, sahen ihm seine vier ältesten Kinder nach. Ruth aber lag in einem fieberhaften Schlummer und gewahrte demnach die Entfernung ihres Gatten nicht.

Die tiefe Stille in der kleinen Stube unterbrach nach einer kleinen Weile die Stimme Salomons, welcher bat: „Helft mir, Kinder!"

Er bemühte sich, von seinem Sitze aufzustehen, was ihm auch unter dem Beistande seiner Enkel gelang. Langsam bewegte er sich hierauf bis in die Mitte der Stube, wo er seine Kniee beugte und nicht ohne Anstrengung niederknieete.

„Der sauern Gänge manchen" — hob er an — „hat euer Vater schon für uns gethan. Einen solchen, wie der gegenwärtige — nie! Seht ihr, wie das scheue Rebhuhn sich vor seinen Verfolgern ängstlich flüchtet? hinter jedem Strauche einen Todfeind verborgen wähnt? Also jetzt euer Vater, mein lieber Sohn. Angst geht vor ihm her — Entsetzen hängt sich an seine Fersen — in seinem Arme liegt der kalte Tod — soll er darum nicht zittern und zagen? Deshalb will ich zum Herrn schreien, daß er vor ihm hinziehe und seine Feinde vertreibe; daß er ihm den Rücken und die Seiten schütze; daß er sein Stecken und Stab in dieser grausenvollen Nacht sei. Wie Moses, als Israel gegen Amalek stritt, will ich meine Hände aufheben zum Herrn und nicht ablassen im Gebete, bis mein Sohn Elias glücklich wieder heim kehret."

Als Ruth einige Minuten später ihre Augen mit klarem Bewußtseyn aufschlug, zeigte sich ihr ein Schauspiel eigener Art. In der Mitte des kleinen Zimmers knieete ihr Schwiegervater und ihre vier Kinder um denselben herum. Zwei von ihnen unterhielten abwechselnd dessen Hände, welche zum heißesten Gebete gefaltet und erhoben waren. Des Lämpchens matter Schein beleuchtete mit ungewissem Lichte die ergreifende Scene. Mit lauter, tiefbewegter Stimme bat Salomon für seinen Sohn, und als Ruth dieses inne ward, vereinte sie ihre Bitten mit denen ihres Schwiegervaters, welcher trotz seiner Altersschwäche nicht eher mit Beten nachließ, als bis Elias wieder in die Stube trat. Derselbe schwitzte und dampfte als seien die gegen das Fenster wirbelnden Flocken Blüthenfall und nicht winterlicher Schnee. Ueber die Freude, den so sehnlichst erwarteten Vater zu sehen, hätten die Kinder beinahe vergessen, den guten Großvater aufzurichten und nach seinem Sitze hinzuführen. Als sie, nachdem diese Pflicht von ihnen erfüllt worden, auf ihren Vater losstürzten, wehrte dieser ihnen und begehrte Waschwasser, um das Gesetz Mosis zu erfüllen.

Indeß sprach Salomon: „Wie mir scheint, hat der Herr das Flehen seines unwürdigen Knechtes in Gnaden erhört. Du bist unentdeckt und nach verrichteter Sache wiedergekommen?“

Bei der Erinnerung an die bestandene Gefahr

überfiel den Elias ein nochmaliger Schauer. Von demselben geschüttelt, versetzte er: „Und wenn ich mein eignes Kind dem Friedhofe hätte zutragen müssen, wäre mir der Weg nicht so sauer geworden als mit jenem fremden. Die kleine Last ward immer unerträglicher, je näher ich dem Begräbnißorte der Christen kam. Ich schlich mich auf die einsamste Seite desselben und strengte mich an, die Mauer zu erklimmen. Zwar hätte ich die zarte Leiche blos über jene hinwegzuwerfen brauchen, doch mocht' ich mich dazu nicht verstehen, vielmehr dem armen Kindlein ein Lager in der kalten Erde graben, wozu ich ein altes Spateneisen mitgenommen hatte. Glücklich gelangte ich auf den Gipfel der Mauer, von wo ich bei dem geringen Scheine des wehenden Schnee's das große Leichenfeld übersah. Ach, Vater, es war dieß ein grauser Anblick! Die vielen schwarzen Kreuze — glichen sie nicht zahllosen Eisennägeln, welche schmerzend in den Schooß der Erde sich bohrten, weil dieselbe mit unersättlicher Begier die beweinten Opfer der Menschheit in sich verschlang? Auf den weißen Leichensteinen grinste der Tod mit seinen hohlen Augen mich an und wohin mein furchtsames Auge sich wendete, erblickte es Todtengebeine und kahle Schädel. Doch faßte ich mir ein Herz, schwang mich hinab und begann, obschon mit bebenden Händen, mit meinem Eisen zu wühlen. Indeß lag die Kindesleiche, in den Mantel gehüllt, neben mir. Zuweilen hielt

ich inne, um zu lauschen, ob jemand mich gewahre. Plötzlich sehe ich einen schwarzen Schatten der Erde entsteigen und auf mich loskommen. Wie ich darauf in Sturmeseile über die Mauer gekommen bin, weiß ich nicht zu sagen, nur so viel erkannte ich, daß meine Hände voll Dornen steckten, in welche ich, um einen Anhalt zu gewinnen, ohne Zaudern gegriffen hatte. Doch, dem Herrn sei Dank! unangefochten erreichte ich unsre Wohnung."

„Und der Mantel?" fragte Salomon nachdenklich.

„Ist allerdings verloren" — versetzte Elias — „doch dauert mich der kleine Verlust nicht."

„Du verstehst mich falsch" — sagte Salomon — „Der Mantel, obschon stumm, könnte denn doch vielleicht ein Verräther werden."

„Das fürchte ich nicht" — sprach Elias. „Hat mich doch niemand als Gott der Herr erkannt, der meine Unschuld weiß und schützen wird."

„Sela!" schloß Salomon feierlich.

Mit leichterem Herzen begab sich nun Alt und Jung' zur Ruhe.

Siebentes Kapitel.

Sabbathfeier.

Jedenfalls hatte Elias in seiner Seelenangst ein Kreuz oder einen Leichenstein für einen Menschen gehalten, denn am nächsten Tage war der Mantel mit seinem Inhalte noch nicht entdeckt worden. Es hatte niemand seine Schritte an die abgelegene Stelle des Friedhofes, wo das Bündel lag, gerichtet, was freilich Elias nicht vermuthen konnte.

Begreiflicherweise war jetzt der Raub des Säuglings das alleinige Gespräch von ganz München, um so mehr, da derselbe das Kind eines so vornehmen und einflußreichen Mannes war. Auch an dem Bierorte, wo Meister Filter des Abends seine fünf bis sechs Krügel zu trinken pflegte, unterhielt man sich an diesem Sonnabende blos von der unerhörten Geschichte, wobei die Juden eben nicht gelobt wurden.

„Es geht einmal sonderbar in der Welt zu“ — sprach hierbei Meister Filter zu seinem Nachbar, einem Schmidte — „dem Einen stiehlt man ein Kind, dem Andern wird eins gebracht. Nur mit dem Unterschiede, daß in der Regel die Kinder reicher Aeltern gestohlen und die der ärmeren dagegen vor anderer Leute Thüren ausgesetzt zu werden pflegen. So ist es mir mit dem Jungen da“ — er zeigte auf Seppel, welcher von reichlich genossenem Biere be-

rauscht, fest schlafend auf der Bank saß — „vor fünf Jahren gegangen. An einem Novemberabende trolle ich ziemlich spät aus der Minknerbräu nach Hause. Wie ich meine Thüre aufschließen will, falle ich über einen Klumpen weg, der mir zwischen die Beine kommt. Als ich schreie, schreit der Klumpen auch — ich grob, er fein — ich fluche, er weint — Was war's, bei Lichte besehen? ein weggesetztes Kind, aber natürlich nur ein armes, in schlechte Kleider gehülltes, jedoch bildhübsch, mit blauen Aeuglein, die in Thränen schwimmen und mich rührend um Mitleid anflehen. Nun, ich hatte weder Frau noch Kind, fühlte mich daher zuweilen doch recht einsam, dachte daher: der kleine Engel kommt dir ja wie gerufen, willst ihn, als von dem lieben Gott geschickt, bei dir aufnehmen und dein bißchen Brot redlich mit ihm theilen. Und seht, Nachbar! mit dem Jungen zog der Segen bei mir ein. Er ist jetzt meine größte Freude und — es ist viel gesagt — lieber wollt' ich das Bier missen als meinen Seppel, der zugleich aller Welt Liebling und schon Kapellknabe in der Kirche unsrer lieben Frauen geworden ist. Ich brauche kein Kamisol, Hemde, Wams oder Schuh für den Jungen zu kaufen — mehr als er braucht, bekommt er geschenkt. Selbst das Unglück wird für ihn zu Glück, wie neulich mit dem wilden Ochsen geschah, wo er durch die bestandene Lebensgefahr ordentlich reich wurde."

„Habt Ihr keine Nachforschung angestellt“ — versetzte der Schmidt — „wem der kleine Findling angehören könnte?“

„Dazu verspürt' ich nicht die geringste Lust in mir“ — antwortete Filter — „ich war froh, daß man mir den Knaben ließ. Wo und wie hätt' ich auch lange Forschungen anstellen können? Zum Austrommeln oder Austrompeten hatt' ich kein Geld, und sicher hätte dieß, da der Junge jedenfalls nicht aus München gebürtig war, auch nichts gefruchtet. Im Anfange erzählte ich wohl hier und da, was für einen Fund ich gethan hatte, später aber unterblieb das von selbst, wie es zu gehen pflegt.“

„Konntet Ihr auch aus dem Kinde selbst nichts über seine Herkunft erforschen?“ sprach der Schmidt. „Wie ich weiß, ist der Kleine weit über seine Jahre verständig und wird daher selbst vor fünf Jahren haben Red' und Antwort geben können. Oder die Wäsche und Kleidung konnte vielleicht auf eine Spur hinführen.“

„Nichts von Allem“ — versetzte Filter. „Der Junge nannte mich anfangs Großpapa und erzählte auch von einem solchen; von großen Hunden und Zimmern, von einem Anselm und einer Bruhe, die gewöhnlich alle Abende zum Abendessen gekommen wäre und dergleichen mehr, woraus aber ein Dummer gescheut werden konnte.“

„Es gehört aber doch ein wahres Ambos-Herz

dazu" — meinte der Schmidt — „ein so liebes Kind, mir nichts dir nichts, wegzusetzen. Wenn nun der Junge vor Eurer Thüre erfroren oder nicht von Euch angenommen worden wäre?"

„Allerdings" — sprach Filter. „Ein Rabenherz nur kann's gewesen seyn, das seinen Lohn sicher auch bekommen hat oder noch bekommt. Doch, ich muß mit meinem Seppel heim. He, Seppel! wach' auf! ermuntere dich, kleiner Plumpsack!"

Als Filter seinen Worten durch Händerütteln Nachdruck gab, sprach Seppel schlaftrunken: Ach, laß mich, Ascher! Ich geh nicht wieder mit in deine Judenschule. Der Rabbiner könnte mir mit seinem Hammer eins versetzen."

„Ein drolliges Kind!" lachte Filter. „Da hat er mit einer Judenfamilie Bekanntschaft gemacht, auf welche er ganz versessen ist. He, Seppel! es geht heim! Seppel! die Messe geht gleich an — der Sakristaner wird dich schön ausschelten, kommst du zu spät."

Die Erinnerung an sein Dienstgeschäft wirkte mehr als alles Andere. Klar schlug nun Seppel die blauen Augen auf. Schon wollt' er die vielen Lichter auf den Tischen umher für die Kerzen am Hochaltare halten, als ein genauerer Blick ihn noch eines Besseren belehrte. Folgsam ging er nun mit seinem Pflegevater fort.

Draußen fiel dem kleinen Schläfer die Winter-

kälte noch einmal so empfindlich auf. Verdrossen trollte er darum seinem Vorgänger auf dem Fuße nach, mit großer Sehnsucht sein warmes Bettlein herbei wünschend.

Plötzlich blieb jener stehen, so daß der achtlose Seppel recht nachdrücklich an Filters Kehrseite anlief.

„Was giebts hier?" fragte Ersterer barsch, während Seppel sich von ihm wieder losarbeitete.

„Ach, guter Herr!" — flehete eine, dem Seppel bekannte Stimme — „ich wollte Euch um eine gar große Gnade bitten."

's hat sich was zu Gnaden" — antwortete Filter mürrisch. „Hab' jetzt nothwendiger zu thun, als dir aufzuwarten."

Indeß war Seppel vorgetreten.

„Zierl?!" rief er, ganz munter geworden, — „was machst du denn hier noch?"

„O lieber Seppel" — sprach das Judenmädchen erfreut — „Gott Lob, daß du es bist! Ach, denke dir nur das Unglück: meine gute Mutter ist heute schon mehrmals in Ohnmacht gefallen und jetzt will sie gar sterben. Darum bin ich schnell zum Doctor hierher gelaufen, kann ihn aber gar nicht errufen. Hilf mir doch mit schreien."

„Einfältiges Mädchen!" schalt Filter — „siehst du hier nicht den Klingelring zu des Doctors Wohnung?"

„O ja" — versetzte Zierl — „auch habe ich

schon viele Vorübergehende herzlich gebeten, zu klingeln, doch einige waren betrunken und verstanden mich darum nicht; andere hingegen schimpften mich einen Judenbalg und gingen ohne Erbarmen weiter."

„Aber, Grütz' und Graupen!" polterte Filter — „das war dir schon recht, denn, warum klingeltest du nicht selbst, mein vornehmes Püppchen, daß du einen Diener begehrst?" „Darf ich denn klingeln?" schluchzte Zierl. „Es ist ja heute Sabbath und darum jedes Werk untersagt. Ueberdieß ist der Klingelring von Erz und schon deshalb dürft' ich heute denselben nicht anrühren."

„Lieber willst du deine Mutter sterben sehen? Ist das Kindesliebe? O heiliger Benno, erbarme dich doch dieser Thörin!"

„Vielemal schon" — weinte Zierl — „hab' ich die Hand nach der Klingel ausgestreckt und sie, aus Furcht vor dem Zorne des Herrn, immer wieder zurückgezogen. Schwer gekämpft hab' ich mit dem Gesetz und meiner Kindespflicht."

Tsching, tsching, tsching" zog Filter hier an der Klingel, daß schier der Draht zerriß. „Albernes Gesetz!" — brummt' er dabei — „möcht' beinahe lieber ein Spaz als ein Jude seyn! Eher die Mutter sterben zu lassen, als ein Stücklein Eisen anzurühren! Mückenseiger — Kameeleverschlucker ihr Schriftgelehrten und Phariſäer!"

„Was soll denn seyn?“ rief der erschrockene Doctor herab.

„Herr!“ schrie Filter noch lauter hinauf — „Ihr sollt auf der Stelle zu des armen Juden Elias Ehefrau kommen und ihr wieder auf die Beine helfen. Sie liege im Verscheiden, versichert ihr Töchterlein, das hier ist, Euch abzurufen.“

Das Beiwort „arm“, welches Filter in guter Meinung dem Juden beigelegt hatte, verfehlte ganz und gar seine Absicht, indem es den Doctor völlig abgeneigt stimmte.

„Scheert euch zum Henker!“ rief er zornig herab und schloß das Fenster.

„Da haben wir die Bescheerung!“ sprach Filter verdrüßlich. „Der arme Jude hat die ganze Welt gegen sich und sein eigenes Gesetz noch obendrein. Und doch hangen sie mit einem wahren Starrsinne daran fest, obgleich dasselbe sie ganz elend macht.“

„Vater!“ bat hier Seppel — „laßt uns doch zu Zierls Mutter gehen. Ihr seyd ja so erfahren in der Heilkunde; habt mir selbst die Rötheln damals vertrieben —“

„Willst du im Ernst, anstatt in dein Bett, die vielen Gassen und Treppen zu der Judenfamilie hinaufsteigen?“ fragte Filter verwundert.

„O gern“ — versetzte Seppel — „ich habe

nun schon ausgeschlafen und getraute mir schier die ganze Nacht munter zu bleiben."

„Der Junge soll mich wahrlich nicht beschämen" — sprach Filter vor sich hin. Auch schmeichelte das gute Zutrauen Seppels in seine Heilkunde nicht wenig seiner Eitelkeit und jenem zu entsprechen, kaufte er in der Apotheke für einige Kreuzer Blasenpflaster und Baldrian.

Wirklich fand Filter die Frau Ruth in einem höchst bedenklichen Zustande. Kaum, daß sie noch einige leise Lebenszeichen von sich gab. Wehklagend umgaben die Kinder ihre Mutter, indeß Elias abwechselnd Bart und Haupthaar raufte und wiederum die Kranke durch Geschrei und Liebkosen in's Bewußtseyn zurückzurufen bemüht war.

„Brr!" schüttelte sich Filter nach einer Weile, wo er seine Bemühungen mit denen des Juden vereint hatte — „das ist ja hier eine wahre Hundekälte!" Er fühlte den Ofen an. „Eiskalt!" rief er vorwurfsvoll. „Elias, Freund, Esel, deine Frau muß hier vollends umkommen vor Frost. Es ist ja kein Wunder! Hast du kein Holz im Hause oder ist's niederträchtiger Geiz, daß du nicht anlegen willst? Schnell, eingeheizt, daß die Eisenplatte glüht. Sieh nur, wie der alte Vater hier vor Kälte zittert und deine armen Kinderchen jämmerlich frieren. Sitzt doch auch ihnen der Tod auf den blauen Lippen und den blassen Wangen. Eingeheizt, sage ich" — fuhr

er heftiger fort, als er niemand Anstalt machen sah, seinem Gebote nachzukommen.

„Noch ist die Zeit des Sabbaths nicht vorüber" — sprach hier der alte Salomon mit frostbebenden Lippen.

„Die Christenmaid," — ergänzte Zierl — „welche am Sabbathtage für uns arbeitet, ist am Morgen dagewesen und nicht wiedergekommen."

„Nein," rief Filter erbost — „nun reißt mir doch der Geduldsfaden aus. Also, nicht einmal einheizen dürft' ihr am Sabbathe? Wenn wir nun alle euers Glaubens wären und es kein gutwilliges Christenkind gäbe, das sich zu eurer Magd bequemte? Wie dann? Entweder müßtet ihr erfrieren oder den lieben langen Sabbathtag über in den Betten stecken. Und wenn ihr Juden alle erfröret, wer sollte dann den Sabbath halten? Ohne Menschen gäbe es ja keinen Sabbath. Also ist der Sabbath um der Menschen willen da, und nicht die Menschen um des Sabbaths willen. Das begreift selbst mein kleiner Seppel hier."

„Gott der Herr" — sprach Salomon langsam — „segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, darum, daß er an demselben geruhet hatte von allen seinen Werken, die er schuf und machte."

„Ich weiß es, alter Papa," versetzte Filter. „Gott ruhete am siebenten Tage, heißt: er hörte auf zu schaffen. Ausgeruhet von seiner Arbeit aber, wie

ein müde gewordenes Menschenkind, hat er nicht. Auch ruhet Gottes Güte nimmer, nicht einen Augenblick, sag' ich Euch, weil wir sonst sofort verloren wären und die Welt in Trümmer stürzen würde. Hielte des Herrn mächtiger Arm nicht auch am Sabbathe Sonne, Mond und Sterne am Himmel fest, wäre es aus mit uns. Was zur Erhaltung der Welt erforderlich ist, thut Gott zu jeder Stunde und so dürfen auch wir des Sabbaths thun, was zu unserer Erhaltung nöthig ist."

„Moses hat geboten" — wendete Elias ein — „am Sabbathe kein Werk zu thun."

„Ganz recht" — sprach Filter — „ihr sollt am Sabbathe nicht schachern und nicht Arbeiten vornehmen, die man an den gewöhnlichen Werkeltagen thun kann. Hätte Moses aber ahnen können, daß ihr so sehr an dem Buchstaben, der nur tödtet, fest hangen würdet, er würde sich deutlicher darüber ausgedrückt haben. Wie konnte er auch wissen, daß ihr in ein Land ziehen würdet, wo es Eiszapfen friert und die Flüsse vor Kälte versteinern? Da ihr nun nicht einmal Feuer anzünden dürfet, so werdet ihr noch weniger ein Töpfchen Wasser siedend machen wollen, damit ich der armen, kranken Frau da einige Tassen Thee von diesem herrlichen Baldrian einflößen könne?"

Elias wurde wankend. „Mein Vater" — hob er bittend zu Salomon an.

Doch dieser antwortete streng: „Das ist es, das der Herr geboten hat, das ihr thun sollt: Sechs Tage sollt ihr arbeiten; den siebenten Tag aber sollt ihr heilig halten. Wer darinnen arbeitet, soll sterben. Ihr sollt kein Feuer anzünden am Sabbathtage in allen euren Wohnungen."

Da schwieg Elias. Filter aber sprach: „Eher getraue ich mir ein tolles Pferd zu bändigen, als einen halsstarrigen Juden zu überzeugen. Haltet euern Sabbath nach Belieben, sollte auch dieß unglückliche Weib darüber umkommen müssen. Aber — ist mir doch, als höre ich Feuer im Ofen prasseln. He, Seppel!" er drehte sich nach dem Knaben um. „Wackrer Junge" — fuhr er fort, als er Seppel und Zierl nicht mehr im Stübchen sah — „indeß ich hier tauben Ohren predige, handelst du für mich."

Dem war wirklich so. Von Zierl angewiesen, hatte Seppel Späne geschnitzt, Feuer angeschlagen und ein Töpfchen Wasser beigesetzt, welches er jetzt mit freudestrahlendem Antlitze seinem Pflegevater zutrug. Einige Tassen Baldrianthee, welche der Kranken eingeflößt wurden, machten diese wundersam sich erholen. Damit der frühere Zustand nicht wiederkehre, hielt Filter für nöthig, noch einige Blasenpflaster aufzulegen, welche auch in der That die gewünschte Wirkung hervorbrachten.

Nachdem Filter beinahe zwei Stunden verweilt

hatte, dachte er auf den Heimweg. Indem er beim Abschiednehmen in dem Stübchen sich noch einmal umschaute, die dick gefrornen Fenstern abgethauet sah und eine wohlthuende Wärme verbreitet fühlte, hob er zufrieden zu dem alten Salomon an: „Nun, alter Vater! ist's nicht recht huschelich jetzt? Seht nur, wie die Kinderchen wieder auf dem Damme sind, die vorhin wie die Holzscheite gefroren waren. Das habt ihr allein dem Christenthume zu danken, das gebietet, uns kein Gewissen zu machen über Speis' und Trank, über Neumonden und Sabbather. Am Ende rührte die ganze Krankheit der Frau blos daher, daß sie weder etwas Warmes im Magen, noch in der Stube den ganzen Tag über gehabt hat."

Damit ging Filter in Begleitung Seppels heim.

Elias aber wußte recht wohl die wahre Ursache zur Krankheit seines Weibes. Es war diese der gehabte Schreck über das heimgebrachte, todte Kind und die Angst um dessen Fortschaffung gewesen.

Achtes Kapitel.

Der Lauscher wider Willen.

Ganz München war nach drei Tagen auf den Beinen. Die Leiche Adalberts von Landau war gefunden worden und sollte nun feierlich zur Erde be-

stattet werden. Ein ungeheurer Menschenschwarm schloß sich dem glänzenden Leichenzuge an. Aber kein Jude durfte sich in den Straßen heute blicken lassen, wollte er nicht von dem wüthenden Volke ermordet seyn. Der Stadthauptmann, außer sich vor Schmerz und Rachsucht, hatte einen hohen Preis auf die Entdeckung der Mörder seines einzigen Söhnleins gesetzt und darum brannte jeder von Begier, denselben zu verdienen.

Auch Meister Filter, Seppel an der Hand, sah neugierig dem Leichenbegängnisse zu.

„Gevatter!“ rief ihn ein Bekannter an — „wenn wir doch das Glück hätten, die Mörder des armen Kindes zu entdecken! Wir theilten dann brüderlich die Belohnung.“

Filter schüttelte das Haupt. „Das wäre Blutgeld und brächte keinen Segen“ — versetzte er. „Obschon ich das Geld brauchen könnte, möcht' ich es doch lieber auf andere Weise verdienen.“

Der Gevatter lachte. „Ich würde mich der Sünde nicht befürchten“ — rief er — „und sollten auch ein Dutzend Juden darauf gehen. Es ist klar, daß sie das arme Kind ermordet haben, um ihm das Blut abzuzapfen, das sie, Gott weiß, bei welchem Aberglauben ihrer Religion, haben müssen. Und daß sie auf des Herrn Stadthauptmanns einziges Söhnlein just gefallen sind, hat auch seine guten Ursachen. Weil er ihnen nicht zu Willen gewesen ist,

haben sie blutige Rache an ihm nehmen wollen. Hat man doch schon Beispiele, daß das Judenvolk die Brunnen vergiftet, ja sogar den Leib des Herrn in der gesegneten Hostie mit Nadeln durchstochen hat, so daß das Blut herausgetropft ist, welches Wunder die Bösewichter nicht einmal anderen Sinnes machen konnte. Darum würde ich mir kein Gewissen daraus machen und die Belohnung mit Freuden annehmen, wenn ich sie nur zu verdienen wüßte."

„Man soll ja bereits dem Mörder auf der Spur seyn" — mischte sich eine Frau in das Gespräch. „Durch den Mantel, in welchen eingewickelt man das todte Kind gefunden hat."

„Es ist etwas an der Sache" — versetzte Filters Gevatter. „Der Mantel ist ein alter, blauer Soldatenmantel, wie ihn die kurfürstlichen Trabanten zu tragen pflegen. Da hat man denn alle Trabanten verhört und richtig den vormaligen Herrn des Mantels herausbekommen. Nun hat man den Burschen, der den Mantel an ein Judenweib verhandelt zu haben vorgiebt, zwar fest gefahren, doch auf Verbürgung des Herrn Stadthauptmanns selbst sogleich wieder losgelassen. Es ist Kochler, der Schwestersohn der Frau Siebert, die Ihr ja auch gut kennt."

„Kochler ist ein kecker, trotziger Bursche" — sprach Filter nachdenklich, „dem man eben nicht viel Gutes nachsagt. Ueberdem ist die Kindermaid des

Stadthauptmanns seine leibliche Schwester, daher mir die Sache recht bedenklich vorkommt."

„Also hatte es auch dem Herrn Blutrichter geschienen" — erwiederte der Gevatter — „und nur dem Stadthauptmanne hat der Trabant seine Loslassung zu danken, wie ich Euch gesagt habe."

„Hat denn Kochler das Judenweib, an welches er den Mantel verhandelt haben will, näher bezeichnen können?" forschte Filter.

„Es ist des Juden Elias Eheweib" — versetzte der Gevatter —

„Wie? hör' ich recht?" rief Filter erstaunt — „des Elias Eheweib?"

„Zierls Mutter?" fragte Seppel erschrocken.

„Gleich in dem ersten Verhöre" — erzählte der Mann — „ist sie todtsterbens krank geworden, so daß man alle Augenblicke ihrem Ende entgegensieht. Sie behauptet, den Mantel zwar gekauft, jedoch gleich wieder verhandelt zu haben und das an eine ihr unbekannte Person. Da das Weib hart und fest darniederliegt, hat man sich begnügt, ihren Mann beim Kopfe zu nehmen, der jedenfalls der wahre Thäter gewesen seyn muß. Doch leugnet er standhaft, obschon er bereits eine ziemliche Anzahl Schläge zugetheilt bekommen hat."

„Die arme Zierl!" klagte Seppel. „Gewiß weint sie, daß ihre Augen wieder schlimmer werden. Und die gute Frau Ruth! Vater, nun können wir

nur wieder Baldrian kochen und Zugpflaster legen, damit sie nicht stirbt."

„Was schwatzt der Kleine?" fragte der Gevatter.

„Er meint die Judenfamilie, wo er viel ein und ausgeht" — antwortete Filter. „Ihr müßt wissen, daß eben der Elias den Jungen von einem wüthenden Ochsen errettet hat, und deswegen hält er große Stücke auf die Familie."

„Er mag sich nur in Acht nehmen" — warnte der Mann — „Erst kirrt das Judenvolk seine Beute, um desto sichrer dann über sie herzufallen."

Ehe sichs Filter versah, war Seppel fort von seiner Hand.

„Gewiß ist er zur Judenfamilie gelaufen" — sprach Filter zu sich selbst und nicht mit Unrecht.

Am Abende desselben Tages wanderte Seppel allein und niedergeschlagen durch die Straßen Münchens. Er war bei Zierl gewesen und hatte dort nur Noth und Elend gefunden. Die Frau lag ohne Verstand; der Alte schlug sich die Brust und zerraufte den Bart; die Kinder jammerten; nur Ascher saß finster und regungslos im Winkel. Seppel hatte getröstet so gut er konnte, doch nichts ausgerichtet. Müd' und hungrig zog er heim, fand aber seine Wohnung verschlossen, denn Meister Filter labte sich in irgend einer Bräu am edlen Gerstentranke.

Mit halb zugefallenen Augen trollte Seppel weiter und zur wohlgekannten Unterstube der Frau Siebert hin. In derselben blinkte kein Licht, als Seppel durch die Fenster schaute, doch war die Thüre unverschlossen. Leise klinkte der Kleine auf. Er hörte Frau Siebert am Ofen schnarchen und suchte sich ein Plätzchen auf der andern Seite desselben. Hier waren die Marktkleider der Gemüsehändlerin zum Trocknen aufgehängt, selbige bereits durchwärmt und für den frierenden Seppel eine erwünschte Decke. Unter ihrem Schutze ließ er sich auf einer Hitsche nieder und fiel gleich darauf in einen süßen Schlaf. Als er nach geraumer Zeit munter wurde, stahl sich durch die vorgehängten Kleidungsstücke ein heller Lichtschimmer. Zugleich vernahm er die Tritte und Worte eines auf und abschreitenden Mannes. Als die Neugierde die noch vorhandene Schlafsucht überwunden hatte, gewahrte er den ihm bekannten Trabanten Kochler, welcher mit der, auf der anderen Seite des Ofens sitzenden Muhme verkehrte.

„Ich glaubte, das Ding recht pfiffig angedreht zu haben“ — sagte der Soldat — „daß ich schon am andern Vormittage das todte Kind dem Judenweibe in's Bündel schieben konnte, als sie es für einen Augenblick vor meiner Stubenthüre abgelegt hatte, um mit einem meiner Nachbarn über einen Brustlatz einig zu werden. Konnt' ich in der Hast und Angst aber gewahren, daß es mein alter Man=

tel sei, den das Weib über das Bündel geschlagen hatte?"

„Ach mein Herr und Gott!" seufzte Frau Siebert — „in wahrer Todesangst habe ich geschwebt, als ich erfuhr, du seist vor Gericht gezogen. Alle Leute auf dem Markte schrieen mich an und fragten, was mir zugestoßen sei."

„Dummes Zeug!" sprach Kochler. „Dadurch am ersten kann die Geschichte an den Tag kommen. Na, die Sache ist glücklich von meinen Schultern abgewälzt und auf die des Juden geschoben worden. Hätte ich aber den Stadthauptmann nicht auf meiner Seite gehabt, hätte das Ding schlimmer ablaufen können. Der Blutrichter ist ein verteufelt pfiffiger Kerl, stellt recht nasenweise Fragen und läßt Einem kaum Zeit zum Ueberlegen."

„Ach, mein Herr und Gott" — sprach hier Frau Siebert — „ich wäre vom bloßen Fragen schon des Todes gewesen und hätte gewiß Alles gestanden, was ich gewußt."

„Ja" — versetzte Kochler — „da muß man sich fest machen und sollten sie Einen schmieden wie glühendes Eisen. Ein wahres Glück, daß meine Schwester nicht so sehr in's Gebet genommen worden ist wie ich; denn diese hätte denn doch ein falsches Wörtlein fallen lassen können, was uns beide um den Hals brächte."

„Aber," — sagte Frau Siebert — „wie kam

es nur, daß der sonst so böse, harte Herr Stadt-hauptmann dich wieder los machte? Hattest du ihn denn von deiner Unschuld so genau überzeugen oder vielmehr überreden können?"

„Der Stadthauptmann?" sprach Kochler verächtlich — „Den habe ich im Sacke. Der muß tanzen, wie ich pfeife. Es bedurfte nur eines einzigen Wörtleins von meiner Seite, um ihn zur Bürgschaft für mich zu vermögen."

„Das begreife ein Anderer" — versetzte Frau Siebert ungläubig — „ich nicht. Hexen mußt du können. Wie hast du es nur angedreht, den schlimmen Herrn Stadthauptmann dir so geneigt zu machen?"

„Hm!" antwortete Kochler übermüthig — „ich habe ihm einmal einen Gefallen erzeigt, einen Gefallen, den er eigentlich gar nicht wieder abtragen kann. Wenn ich reden wollte — müßte der Herr Stadthauptmann duckunter machen. Es ist in der That eine sonderbare Sache. Ich möchte sagen, es ist ihm mit seinem Kinde nur Gleiches mit Gleichem vergolten worden. Nur mit dem Unterschiede, daß er es mit Fleiß that, ich aber ohne böse Absicht meinen Mantel auf Euer Bette warf. Konnte ich etwas dafür, daß der Junge darunter erstickte?"

„Aber daß du den unschuldigen Juden Elias in's Unglück gebracht hast, ist doch nicht Recht."

„Ei was!" rief Kochler — „die Juden haben

nichts Besseres verdient. Haben sie doch unsern Heiland an's Kreuz geschlagen! Nicht einen Kreuzer ist das ganze Volk werth, am allerwenigsten der Elias, dieser Spitzbube, Halunke —".

„Das ist nicht wahr!" rief Seppel hitzig aus seinem Verstecke hervor.

Kochler und Frau Siebert wurden durch diese wenigen Worte zu steinernen Bildsäulen.

„Ihr solltet Euch schämen, also zu lügen" — fuhr Seppel fort, indem er sich hinter den Kleidungsstücken hervorarbeitete. „Elias war es, der mich von dem wilden Ochsen nicht aufspießen ließ. Und auch sonst ist er ein guter Mann. Wenn durch Eure Schuld des Herrn Stadthauptmanns Söhnlein erstickt ist, warum habt Ihr es da der armen Ruth in's Bündel geschoben und Euch nicht freiwillig angegeben?"

Also niedergedonnert hatte der Trabant nicht vor dem verhörenden Blutrichter gestanden, als wie jetzt vor dem kleinen Seppel, der sich offenbarlich um seinen Hals redete.

„Eine neue Zugabe zu der schönen Geschichte!" murmelte Kochler, als er sich einigermaßen von seinem Schreck erholt hatte. „Wer bist du denn, krächzender Unglücksvogel?" fuhr er lauter fort, indem er mit drohendem Ausdrucke auf Seppel zuschritt.

„Es ist ja Seppel, Meister Filters Pflegekind"

erklärte Frau Siebert zitternd. „Du hast ihn vielmal schon bei mir gesehen."

„Ja, ja, ich erinnere mich wohl" — brummte der Trabant mit wildfunkelnden Augen — „Es ist derselbe Bursche, den ich vor fünf Jahren — Ha! warum that ich damals die Sache nur halb und nicht wie mir geboten war? Dann hätte ich die neue Noth nicht auf dem Halse und längst schon Ruhe."

„Was willst du damit sagen?" forschte Frau Siebert voll banger Sorge.

„Nichts weiter" — versetzte der Trabant — „als daß ich heute noch die Mühe übernehmen muß, das Jüngelchen da heim zu geleiten. Komm" — fuhr er zu Seppel fort und bot ihm die Hand — „es ist schon spät und dein Pflegevater gewiß schon längst nach Hause gekehrt."

„Andreas! du hast nichts Gutes mit dem Kinde im Sinne" — rief Frau Siebert erschrocken. „Ich lasse dich nicht mit ihm gehen. Nur über meine Leiche kommt Seppel aus dieser Stube." Sie trat vor die Thüre.

„Dazu kann auch noch Rath werden" — antwortete der Trabant mit wildem Blicke, indem er eine hastige Bewegung mit der Hand nach seinem Schwerdte machte. Schnell aber zu einer erzwungenen Freundlichkeit übergehend, sprach er gelassener: „Base, schreiet immer zu, damit die Nachbarn un-

ser Geheimniß desto eher und leichter erfahren. Sehe ich denn wirklich einem Menschenfresser ähnlich, daß Ihr mir so etwas Schlimmes zutraut? Wenn Ihr das glaubt, will ich Euch mein Schwerdt zurücklassen." Er legte dasselbe auf die Ofenbank. „Zwar hat das Jüngelchen uns belauscht" — fuhr er leicht fort — „und etwas vernommen, was nicht für Kindesohren taugt. Allein es weiß immer nichts Gewisses und nicht schwer soll es mir werden, auf dem Heimwege ihm das Versprechen, kein Wort von dem Gehörten laut werden zu lassen, abzugewinnen. Der Kleine ist ja über seine Jahre verständig und mir nicht als Plaudertasche bekannt."

„Andreas" — sprach Frau Siebert feierlich — „ich fordere das Blut dieses Kindes von deinen Händen und gehe selbst hin, Alles anzuzeigen, solltest du ihm ein Haar krümmen."

„Seid ohne Sorgen, Base!" lachte Kochler — „ich gedenke, weder sein Blut zu vergießen, noch ihm ein Haar zu krümmen; blos ihn zum Schweigen zu bringen und heimzuführen, nichts weiter."

Unter diesen doppelsinnigen Worten verließ der Trabant mit Seppel die Wohnung der Gemüsehändlerin, welche keineswegs beruhigt war, sondern noch lange händeringend ihr Stübchen auf und abschritt.

Seppel aber, sich nichts Gutes von dem Söldner verhoffend und blos der Gewalt nachgebend, beschloß in seinem Herzen, draußen in der Straße die

erste Gelegenheit wahrzunehmen, um die Flucht zu ergreifen — ein gescheuter Einfall, den jedoch des Trabanten Verschmitztheit nicht zur Ausführung kommen ließ.

Neuntes Kapitel.

Das Gute mit dem Bösen im Streite.

Als Seppel mit dem Trabanten eine Gasse entlang gegangen war, hob Letzterer zu dem Knaben an: „Meister Filter ist nicht dein Vater?"

„Nein," versetzte Seppel.

„Das dacht' ich wohl. Aber weißt du nicht, wer eigentlich deine Aeltern sind? Wie bist du denn zu deinem Pflegevater gekommen?"

„Er sagt, er habe mich eines Abends vor seiner Thüre gefunden."

„Auch richtig! Es war vor 5 Jahren und du konntest damals im vierten Jahre stehen. Kannst du dich nicht mehr auf das besinnen, was du vorher erlebt hast?"

„Es ist mir Alles nur wie ein Traum" — sagte Seppel gedankenvoll.

„Hast du des alten Herrn ganz vergessen, der dich immer auf seine Arme nahm, dich küßte und

seinen lieben Joseph nannte? Du mußtest ihn Groß-
papa heißen und er war es auch wirklich."

„Ich besinne mich wohl auf ihn" — versetzte
Seppel aufmerksamer.

„Fällt dir auch der Mann im langen, braunen
Rocke nicht bei, der alle Abende zur Tafel sich ein-
fand und welcher Herr Prior genannt wurde?"

„Ja, richtig!" rief Seppel hastig. „Mein
Pflegevater erzählt immer, ich hätte im Anfange oft
von einer Brühe gesprochen, die alle Abende auf den
Tisch gekommen wäre. Damit hat er mich ganz irre
gemacht. Nun weiß ichs aber besser, daß es der
Prior war, den ich gemeint habe. Er brachte mir
zuweilen schöne, bunte Bilderchen mit."

„Und Anselm, der alte Diener im grünen Ro-
cke, der dir auf seinem Hüfthorne oft vorblies, dich
auf's Pferd setzte und im Burghofe herumschacken
ließ — hast du seiner ganz vergessen?"

„O Himmel, nein! Jetzt kommt Alles mir
wieder zurück. Auch der zottige Nero, der seine
Hütte beim Thurme hatte und so gern in der Sonne
lag."

„Ja, mein Seppel, du bist reicher und vor-
nehmer Leute Kind. Deine Aeltern sind zwar beide
todt, aber dagegen lebt dein Großvater noch, dessen
alleiniger Erbe du den Rechten nach bist. Du heißt
eigentlich Joseph von Landau und dein Ohm ist der
Herr Stadthauptmann hier. Dieser aber gönnte dir

das reiche Erbe nicht und wollte solches lieber selbst haben. Deswegen verhieß er einem Knechte deines Großvaters reichen Lohn, wenn er dich aus dem Wege schaffte. Nach seinem Willen solltest du sterben; der Knecht aber setzte dich vor Meister Filters Thüre und gab gegen den Stadthauptmann vor, du seist von einem Wolfe zerrissen worden, was auch dein Großvater nicht anders glaubt. Der Knecht durfte freilich nicht wieder vor deinem Großvater erscheinen, indem dieser der Meinung ist, daß auch jener mit dem Kinde zugleich zerrissen worden ist. Nun hat der Stadthauptmann aber sein Söhnlein auch verloren, zu dessen Gunsten er die Erbschaft an sich bringen wollte. Doch, wie ist's, möchtest du nicht gern zu deinem guten Großvater zurückkehren?"

„O ja" — antwortete Seppel — „aber Meister Filter müßte auch ferner mein Pflegevater bleiben."

„Nun, folge nur recht hübsch, mein Seppel, und verhalte dich fein still, so sollst du auch deinen Großvater wieder sehen, und auch den Prior, Anselm und Nero. Ich selbst werde dich zu ihnen führen, denn ich weiß den Weg ganz genau."

Sinnend wanderte nun der Kleine an der Hand seines listigen Führers dahin. Vor seinen Augen schwanden Münchens Straßen und Häuser, denn die lieblichen Bilder der früheren Jahre tauchten vor ihm auf und beschäftigten seine Phantasie. Plötzlich

machte der Trabant Halt. Mit rauher Stimme gebot er dem Knaben: „Bete ein Ave Maria!"

Seppel erwachte aus seinen Träumen, blickte auf und erschrak. Münchens dunkle Häusermasse lag hinter ihnen, der Isarstrom mit seinem eisgeränderten Ufer vor ihm. Es war in der Nähe der Insel, wo gegenwärtig der Prater ist und wo die trüben Fluthen durch das Wehr rauschen und wirbeln. Große und kleine Eisschollen trieben sich auf dem dampfenden Wasser umher und stießen wechselseitig sich unter dumpfem Krachen. Seppels Fuß berührte fast den Fluß, daher er erschrocken sich an seinen Führer anschmiegte, indem er furchtsam erwiederte: „Beten soll ich? Warum denn? Ich bete des Abends nur, wenn ich in mein Bettlein steige."

„Siehe da dein Bettlein!" versetzte der Trabant, indem er mit der Rechten auf den wogenden Strom deutete und mit der Linken den Knaben fester packte.

„Ach, Jesus, nein!" lallte Seppel erbleichend. „Huh! hier d'rinn ist's kalt. Ach, mich haben immer die armen Fischlein gedauert, daß sie ohne warmes Kleidchen in dem eisigen Wasser stecken müssen. Und nun soll ich selbst hinein? Ach, gestrenger Herr Trabant, nehmt Euer Wort zurück."

„Bete!" — wiederholte Kochler dumpf — „und schreie nicht. Sonst gehst du ohne Gebet in die Ewigkeit."

„In die Ewigkeit?“ sprach Seppel ihm nach — „Wollt Ihr denn nicht auch einst in die Ewigkeit gehen? und das mit zwei gemordeten Kindern?“

„Schweig'!“ gebot Kochler wild — „Dein Reden nützt zu gar nichts. Mir bleibt nichts anderes übrig.“

„Wer zwingt Euch denn?“ entgegnete Seppel — „Der liebe Gott gewiß nicht und auch kein Mensch. Habt Ihr es doch Eurer Base noch versprochen, mein Blut nicht zu vergießen, ja nicht einmal ein Haar mir zu krümmen.“

„Ich halte mein Wort“ — lachte Kochler grimmig — „nur deinen Mund zum Schweigen zu bringen, sollst du das Wasser kosten.“

„Desto lauter wird Eure Base schreien, erfährt sie Eure That. Dann müßt Ihr auch sie todt machen und zuletzt auch Eure Schwester, die um Eure Schuld weiß. Aber den lieben Gott könnt Ihr nicht todt machen und dieser wird Alles von Euch an den Tag bringen.“

Als alle Worte Seppels fruchtlos an dem steinernen Herzen des Trabanten abprallten, erschöpfte sich jener in den wehmüthigsten Bitten. Kochlers Kniee umfangend, flehte er: „Ach, Herr Trabant, bedenkt doch, welch' eine große Sünde Ihr thun wollt. Ich bin ja kein Gassenbube mehr, sondern schon seit 4 Monaten Kapellknabe in unsrer Frauenkirche, dem Ihr gleich gar nichts zufügen dürft,

wollt Ihr nicht anders die heilige Jungfrau höchlich erzürnen. Ich will auch kein Erbe haben, kein reicher Junker werden, ja nicht einmal meinen Großvater, den Prior, Anselm und Nero wiedersehen, obschon ich vorhin gewaltige Sehnsucht nach ihnen verspürte. Nur werft mich nicht in das kalte Wasser. Was würde Meister Filter dazu sagen, der mir erst gestern dieses neue Wams gekauft hat, um welches auch Schade wäre, wenn es in's Wasser geworfen würde. Und Eure Base — wer sollte auf ihren Kram Acht haben, wenn sie ein Krügel in der Böckelsbräu trinken wollte? Auch zum Rommer, dem Meister Schlosser, soll ich Morgen kommen und mit seinen Kindern spielen, weil er mit seiner Frau zum Quartalschmause geht. Und der Zierl habe ich auch versprechen müssen, sie mit der kranken Mutter nicht im Stiche zu lassen. Ach, Herr Je! jetzt fällt mir erst bei, daß ich morgen in der Frühmesse das Räucherfaß schwingen muß. Da seht Ihr wohl, daß —"

„Nun kein Wort mehr!" — knirschte der Trabant voll Wuth. „Da du nicht beten willst, so ist es nicht meine Schuld, wenn du zur Hölle fährst."

Jetzt traten die hellen Angsttropfen auf Seppels Stirne. Er nahm sein Mützel vom Haupte und legte es neben sich auf den Eisrand hin. Dann beugte er die zitternden Kniee und faltete die Hände mechanisch über die Brust.

„Was sollte ich beten?", fragte er mit unge-

wisser Stimme, sich nach Kochlern umwendend. „Ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht."

„Ein Ave Maria" — versetzte der Trabant — „oder was du sonst weißt."

„Jetzt weiß ich eigentlich gar nichts" — erwiederte Seppel bebend. „Ave Maria" — fuhr er fort, ohne den Sinn der lateinischen Worte zu verstehen — „mater sanctissima — ora pro nobis — amen." „Ich bin noch nicht fertig," sprach er, nach Kochlern umgewendet und ängstlich. „Stoßt ja noch nicht zu." Er erhob das Angesicht andächtig gen Himmel.

„Heilige Mutter Gottes" — flehte er aus Herzensgrund — „ich soll hier in's kalte Wasser geworfen werden und sterben, und mag doch nicht. O hohe Himmelskönigin komm und hilf mir!"

Brünstig schaute er in die Nebelgebilde, welche aus dem rauchenden Strome heraufstiegen.

„Sie kommt!" rief er voll Entzücken. „Seht Ihr, Herr, die goldnen Sternlein auf ihrem blauen Kleide blitzen? die goldne Krone auf ihrem Haupte und das holde Jesukindlein auf ihrem Arme thronen? Gnädig neigt sie sich zu uns — da! — ihre Hand segnet uns mit dem heiligen Kreuze — in die Ferne deutet jetzt ihr Finger — nach dem Großvater hin. Sie lächelt freundlich — kündigt Euch Vergebung Eurer Schuld an" — Immer höher schwoll Seppels Stimme an; verschwunden war seine Todesangst,

vergessen seine gefährliche Lage. Mit heller Stimme, wie er als Kapellknabe am Altare zu thun gewohnt war, begann er jetzt zu singen: „Soli Deo gloria, alleluja!“

Als befinde er sich in der Kirche unsrer lieben Frauen, modulirte er das letzte Wort in lang gehaltenen Tönen nach der üblichen Liturgie, wobei er tief sich neigte, Antlitz und Brust bekreuzte und das Herze schlug.

Jeder Mensch, auch der verhärtetste, behält eine Stelle, wo man ihn packen und ihn zur Menschlichkeit zurückführen kann. Schade, daß diese Stelle oft so versteckt liegt, daß kaum der Zehnte sie zu finden vermag. Sich unbewußt hatte Seppels Verzückung die rechte Saite berührt, wo noch ein reiner Ton bei Kochlern erklang. Als der Knabe das „Soli Deo gloria“ anstimmte, war der Trabant voll Andacht hinter ihm niedergeknieet und hatte gethan, wie Seppel ihm vormachte. Und als Letzterer jetzt aufstand und mit bestimmtem Ausdrucke zu jenem anhob: „Ihr habt es gehört, wie die heilige Jungfrau Euch die Sünde verziehen hat, die Ihr an dem erstickten Kinde begangen. Auf, und geleitet mich auch nun zu meinem Großvater, wie sie Euch geboten" — da war des unerbittlichen Soldaten Herz wie weiches Wachs zerschmolzen und er selbst zum Kinde geworden.

Eine Thränenfluth rann über seine gebräunten

Wangen herab, indem er Seppel auf seine Arme nahm und, ihn zärtlich küssend, seinen Rettungsengel in ihm begrüßte. Willig that er, wie ihm Seppel geboten, und als beide in dem weiter sich ausbreitenden Nebel dahin wanderten, verkündete die Glocke vom Thurme der Frauenkirche die bedeutungsvolle Stunde der Mitternacht in ergreifenden Tönen.

Zehntes Kapitel.

Die Bittsteller.

„Je länger ich lebe und je älter ich werde" — sagte eines Abends der Klostervoigt von Landau zu seinem alltäglichen Gaste, dem Prior — „je mehr sehe ich ein, daß diese Erde nicht unsre wahre Heimath sei. Als ich jung war, dachte ich freilich nicht so. Jetzt aber, nachdem mein Sohn und seine Frau gestorben, mein Enkelchen, ihr Kind, auf so schreckliche Weise mir entrissen worden ist und nur wenige Freuden für mich erblühen: lenke ich mehr und mehr meinen Blick auf das Jenseit hin, wo mir die Hoffnung des Wiedersehens winkt. Ein alter, hohler Stamm bin ich, ohne Aeste und Zweige, ohne Splint und Mark, dessen äußere Rinde nur noch einiges Leben zeigt. Da wünsche ich denn in mancher schlaflosen Nacht, wo mich die Sehnsucht nach meinen ge-

schiedenen Lieben erfaßt, daß endlich die Axt auch an meine Wurzel gelegt und der morsche Baum umgehauen werden möchte."

„Dieser Wunsch" — versetzte der Prior — „ist kein ganz christlicher. Wißt Ihr nicht, daß nur den Bäumen, welche faule Früchte bringen, die Axt an die Wurzel gelegt werden solle? Ihr aber traget, selbst in Euerm Alter, noch recht gute, genießbare Früchte und dürfet darum noch lange nicht von hinnen scheiden. Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden — sagt die Schrift — auf daß wir einst ärndten ohne Aufhören."

„Ach, was ist es für eine verdienstliche Handlung" — entgegnete der Klostervoigt — „wenn ich bei meinem Reichthume in den Seckel greife und dem Armen eine Gabe zuwerfe? oder wenn ich meinen Bauern die Frohnen erlasse und die Steuern schenke, die ich nicht brauche in meinem Ueberflusse? Lieber möchte ich es machen, wie der Herr von dem reichen Jünglinge im Evangelio verlangte, und alle meine Habe Euerm Kloster und den Armen schenken, wenn ich nur wüßte, wie ich Letzteres anfänge, ohne daß meine Erben es verhindern könnten."

„Eigentlich wäre es meine Pflicht" — sprach der wackere Prior — „für unser Kloster zu sprechen und Euch eher zu= als abzureden, wenn Ihr ihm eine Schenkung machen wollt. Allein unser Kloster ist reich genug. Zu großer Ueberfluß könnte auch

uns schädlich werden, wie wir dieß sattsam an andern geistlichen Orden erlebt haben. Freilich, wenn ich bedenke, daß nach Euerm Tode die Güter an Euern Neffen, den Stadthauptmann in München, fallen müssen, der wohl schwerlich —"

„Gestrenger Herr Klostervoigt" — rief der alte Anselm durch die halbgeöffnete Thüre in's Speisezimmer — „da ist hier ein Jude, der sich durchaus nicht abweisen lassen und Euch selbst bei der Tafel überlaufen will. Zurück, Mauschel! oder ich hetze den Nimrod dir auf den Hals."

„Erbarmt Euch, gnädigster Herr Ritter!" flehte eine klägliche Stimme hierauf — „Ihr selbst habt mir erlaubt, zu Euch zu kommen, wenn" —

„Laß' den Mann herein, Anselm!" gebot der Herr von Landau, und Jonathan, des Elias Bruder, taumelte in völliger Erschöpfung in das Zimmer. Mehr vor Mattigkeit als kriechender Höflichkeit sank er auf seine Kniee vor dem alten Herrn und, die Arme hülfebegehrend nach ihm ausstreckend, begann er in abgebrochenen Sätzen: „Herr! — Ihr seid bis jetzt der Einzige gewesen, der sich eines armen Juden erbarmet hat. Darum habe ich mich aufgemacht von München und bin hierher gelaufen zu Fuße — Tag und Nacht — ohne Ruh' und Rast — um Euch zu sprechen. Meine Füße sind wund und verschwollen; es zittert mein Gebein vor Müdigkeit und das Licht meiner Augen droht zu verlöschen. Nun ich

aber Euer gnädiges Antlitz sehe, wird sich das zersto=
ßene Rohr wieder aufrichten und der verglimmende
Docht mit frischem Oele gespeißt werden." Er hielt
hier inne, um Athem schöpfen zu können.

Das ganze Ansehen Jonathans zeugte sattsam,
daß er die lautere Wahrheit sprach. Sein Antlitz
war von der übermäßigen körperlichen und geistigen
Anstrengung gänzlich entstellt und dem Anscheine nach
um zehn Jahre gealtert. Das Auge hatte seinen fri=
schen Glanz und seine Lebendigkeit verloren und blickte
trübe aus den eingefallenen Höhlen hervor. Der ganze
Körper zitterte wie vom Fieberfroste geschüttelt und
die wund gelaufenen Füße waren dick mit alten Lum=
pen umwickelt. Auch die Kleidung des Juden deu=
tete auf den übermäßigen Marsch hin.

Nimmermehr hätte der Klostervoigt in Jonathan
seinen vormaligen Schützling und Gast wieder erkannt,
hätte derselbe nicht selbst als solchen sich dargestellt.

„Was begehrst du, armer Mann?" fragte der
Ritter mitleidig. „Brauchst du Geld? Magst du
das Gesetz nicht erfüllen und deines Bruders hinter=
lassene Wittwe etwa nicht nehmen?"

„Schwer hat der Herr sein Volk wieder heimge=
sucht" — versetzte Jonathan. „Eine gewissenlose
Magd und ihr schlimmer Bruder haben den Tod ei=
nes Kindes auf uns gewälzt. Mein Bruder Elias
schmachtet im Kerker und seine Frau liegt auf den
Tod. Längst schon würden die Feinde unsers Volks

beide ihrem Grimme zum Opfer gebracht haben, hätte der Kurfürst, den Gott erhalten wolle, nicht ihrem Ansinnen bis jetzt sich widersetzt. Aber ein neues Ungewitter haben unsre Widersacher heraufbeschworen über uns. Seit drei Tagen wird wieder ein Knabe vermißt, der, obschon von niederer Herkunft, bei dem Christenvolke in München sehr beliebt war und darum weit mehr bedauert wird als das getödtete Söhnlein des Herrn Stadthauptmanns."

„Wie? was sagst du?" rief der Ritter betroffen. „Das Söhnlein des Stadthauptmanns, meines Neffen, wäre todt?"

„Es ist wirklich todt, obschon mein Bruder und sein Weib so unschuldig daran sind als die Sonne" — versetzte Jonathan. „Die Kindermaid des Stadthauptmanns behauptet, daß drei, den Bärten und der Kleidung nach für Juden zu haltende Männer ihr das Kindlein in der Hausflur geraubt hätten. Später aber fand man das Knäblein auf dem Friedhofe in den alten Mantel eines Trabanten, welcher der Bruder der Maid ist, eingewickelt und todt. Und demohnerachtet geht der Trabant frei herum und mein unschuldiger Bruder sitzt gefangen. Der zweite Knabe, ein Jungelchen von etwa neun Jahren, ist noch am Tage seines Verschwindens bei der Familie meines Bruders gesehen worden, was er allerdings zuweilen gethan hat, denn er war ein gutes, feines Bürschlein — und darum sollen wieder unsre Leut'

das Jungelchen bei Seite geschafft haben. „Ach, Herr, Ihr seid, wie ich vernommen, der Ohm des Stadthauptmanns, welcher die Bolzen schnitzt, die auf uns abgeschossen werden. Schlagt Euch in's Mittel und verhelft uns zu unserm Rechte. Das wüthende Volk droht uns zu verderben und schon sind wir unsers Lebens nicht mehr sicher."

„Da habt Ihr gleich eine Gelegenheit, Herr Ritter" — sprach der Prior — „wo Ihr mehr thun könnt, als blos in Euern Seckel zu greifen."

„Es ist wahr" — versetzte der Klostervoigt — „ich muß wirklich nach München reisen, obschon ich nach meines Enkels schrecklichem Untergange gelobt habe, keinen Fuß aus meinem Güterbereiche mehr zu setzen. Anselm, laß' satteln und einen Wagen für den Juden hier anspannen. Vorher jedoch mag er sich erst stärken durch kräftigen Imbiß und Ruhe."

„Gnädiger Herr Klostervoigt" — meldete Anselm, nach einer Weile wieder in's Zimmer tretend — „es ist schon wieder Jemand da, der Euch zu sprechen begehrt. Er hat sich bis über die Nase in seinen Mantel gehüllt und mag mir auch seinen Namen nicht einmal sagen. Aber ein Knäblein führt er mit sich, das" — er wischte sich die Augen — „mich wundersam an den seligen Junker Joseph erinnert hat. Da kommen sie schon."

Seppel, an der Hand des Trabanten Kochler, erschien in der Thüre. Indeß Letzterer in der Nähe

derselben niederknieete, näherte Ersterer mit neugierigen Schritten sich den Anwesenden.

„Dieser muß mein Großvater seyn" — sprach er, auf den Klostervoigt deutend — „und dieser der Prior. Das ist Anselm in dem grünen Rocke, obschon er heute kein Hüfthorn trägt; den Nero aber habe ich vergeblich in seiner Hütte gesucht. Hab' ich Recht, Herr Trabant?" wendete er sich an den Knieenden, der schmerzlich jetzt beide Hände, wie um Vergebung flehend, hoch empor hob, worüber der Mantel ihm vom Gesichte fiel.

Die drei, von Seppel so eben genannten Personen standen wie vom Donner gerührt. Absonderlich glich der Klostervoigt einer versteinerten Bildsäule. Schreck und Freude stritten sich auf seinem erblaßten Antlitze. Endlich gewann er die Sprache wieder.

„Stehen die Todten auf" — sprach er zitternd und mit emporgesträubtem Haare — „oder ist es eine Gaukelei der Hölle? Sprich, Andreas, ist dieß wirklich mein Sohn und Enkel, Joseph?"

„Gnade!" flehte Kochler, dem diese Frage galt — „Gnädigster Herr! ich habe Euch betrogen. Was Ihr von uns beiden im Walde fandet, waren unsre mit Fleiß zerrissenen und mit Blut befleckten Kleider. Gnade, gestrenger Herr Klostervoigt! Auf Geheiß Eures Neffen, des Herrn Stadthauptmanns, habe ich die That verübt, den Enkel Euch geraubt. Er wollte, ich sollte ihn gar umbringen, auch glaubt er

wirklich, daß er nicht mehr am Leben sei. Aber ich habe es nicht gethan, bringe ihn Euch vielmehr frisch und kräftig wieder."

„Großvater," schmeichelte hier Seppel, sich an den Ritter anschmiegend — „vergebt ihm doch. Ich hab's ihm in Euerm Namen schon versprochen. Er ist die letzte Zeit ganz anders geworden und hat die ganze lange Reise über gesorgt, daß ich nicht zu Fuße laufen durfte, weshalb wir auch nicht eher gekommen sind."

„Steh auf, Andreas" — sprach der Ritter zum reuigen Sünder. „Fünf kummervolle Jahre hast du mir bereitet; aber der gegenwärtige Augenblick macht alle Trauer vergessen. Doch mein abscheulicher Neffe —"

„Ist bereits bestraft" — fiel der Prior ein. „Heiliger Gott! unerforschlich sind oft deine Wege, doch immer gerecht. Das Kind, um dessen willen die böse That verübt wurde, mußte sterben und das verlorene unverhofft wieder gefunden werden."

Unterdeß hatte der Ritter seinen Enkel auf den Schooß genommen und ihm ein volles Glas Wein aufgedrungen. „Kennst du mich wirklich noch und liebst mich auch?" fragte er ihn liebkosend.

„Gewiß!" versicherte Seppel, mit den Beinen fröhlich schaukelnd. „Nun besinne ich mich wohl auf Alles. Hei! was für Augen wird Meister Filter, mein Pflegevater, machen, und Zierl und Ascher dazu,

wenn ich meinen neuen, oder vielmehr alten Großvater mitbringe. Großvater, seid Ihr wirklich so reich, wie mir der Trabant gesagt hat, so müßt Ihr mir Geld geben, daß ich Meister Filtern auch ein neues Wams kaufen kann, wie er mir erst kürzlich. Und zwar eins mit aufgeschlitzten Puffen, wie der dicke Böckelsbräuer trägt."

„Meister Filter? Zierl? Ascher?" sprach Jonathan erstaunt. „Filter heißt der Mann, dessen Pflegekind neuerdings vermißt wird, und Zierl und Ascher sind meines Bruders Kinder — weiß der kleine Junker vielleicht etwas von dem verlornen Kinde?"

„Ich selbst bin ja Meister Filters Pflegesohn" — sagte Seppel vergnügt. „Ihr seid aus München und kennt den Allerwelt=Seppel nicht einmal?"

„Gelobet sei des Herren Name!" sprach Jonathan entzückt. „Sein Finger hat mich hierher geführt, um die Grundlosigkeit der einen Anklage gegen unser Volk zu entdecken. Und eben so gewiß, Herr, ist des Stadthauptmanns Kind durch keinen Juden geraubt und getödtet worden."

„Das weiß ich besser" — versetzte Seppel unbefangen. „Der Trabant dort hat es mit seinem Mantel erstickt und dann der Frau Ruth heimlich in ihr Bündel gepackt. Und weil ich dieß aus seinem Munde vernommen, wollte er mich ja in die Isar werfen. Zieht kein so finstres Gesicht, Herr Trabant"

— sprach Seppel zu jenem gewendet — „Es ist Euch nun Alles vergeben.“

„Erlaubt, Herr Klostervoigt“ — sagte der Prior, welcher ein aufmerksamer Zuhörer gewesen war — „daß ich den Kriegsmann dort ein wenig ins Gebet nehme. Er scheint manches auf dem Herzen zu haben, was wir nothwendiger Weise wissen müssen, um in der ganzen Sache auf's Reine zu kommen.“

Er nahm den Andreas Kochler in einen Winkel des geräumigen Zimmers, wo er des Soldaten Beichte anhörte.

Jonathan aber hatte sich auf die Kniee geworfen und dankte dem Herrn in feurigen Lobpreisungen für die Enthüllung des, seinem Volke, sowie seiner Familie so nachtheilig gewordenen Geheimnisses, hinsichtlich der Todesart des gemordeten Kindes.

„Ich erachte nun selbst Eure baldige Gegenwart in München für unerläßlich“ — sprach der Prior nach beendigtem Verhöre — „um großem Unglücke vorzubeugen. Gebe Gott, daß Ihr noch zur rechten Zeit eintreffet, bevor Satanas und seine Gehülfen die böse Saat des Trabanten zur Aerndte reifen lassen können. Auch ist es rathsam, denselben, den Juden und Euern Enkel mitzunehmen.“

„Dann habt auch Ihr die Güte, mich zu begleiten“ — bat der Klostervoigt — „Ihr seid mein leitender Stern, wenn ich nicht mehr ein oder aus

weiß. Besonders wird mir Eure Gegenwart nöthig seyn, befinde ich mich meinem falschen Neffen gegenüber."

Nach kurzem Ueberlegen willigte der Prior ein und ging sodann, das Erforderliche wegen seiner Abwesenheit aus dem Kloster anzuordnen.

Noch in dunkler Nacht machte sich der kleine, aus so verschiedenen Personen und Gemüthsarten zusammengesetzte Zug auf den Weg nach der Hauptstadt.

Elftes Kapitel.

Volkswuth.

Die ärmliche Wohnung des Juden Elias in München bot einen traurigen Anblick dar. Frau Ruth war plötzlich gestorben und darauf kaum eine Stunde vergangen, als schon der jüdische Todtenbeschauer sich einfand, den wirklichen Tod der Geschiedenen durch seinen Ausspruch bestätigte und sofort die Anstalten zur Beerdigung anordnete. Das kleine Gemach füllte sich mit den üblichen Klageweibern, welche für Geld weinten, klagten, beteten und, sobald der Sarg, welcher einem niedrigen Kasten glich, herbeigeschafft worden war, die Todte einsargten. Indeß saßen deren vier ältere Kinder um die aufgebahrte

Mutter neben einander geschaart und betrachteten thränenlosen Blickes und aufmerksam die geliebte Gestalt, als wollten sie dieselbe ihrem Gedächtnisse noch fest einprägen, bevor sie ihnen auf immer entrissen würde. Nicht allein die Augen der Zierl, welche ihr jüngstes Schwesterchen Esther auf dem Schooß liegen hatte, sahen roth und erhitzt aus — die der übrigen glichen denselben jetzt ebenfalls, denn sie hatten soviel geweint, daß das Auge keine Thränen mehr hatte. Der alte Großvater saß, wie gewöhnlich, in seinem Winkel und schien keinen Antheil an der Umgebung zu nehmen.

Es war Nachmittag und der Himmel mit dicken Schneewolken verhangen, so daß schon die Dämmerung in dem ohnehin wenig erhellten Gemache eingezogen war. Die Beerdigung der Leiche sollte erst gegen Abend erfolgen, weil man jedes Aufsehen, der auf die Juden erbitterten Volksmenge wegen, gern zu vermeiden wünschte. Diesem bangen, gefürchteten Augenblicke entgegensehend, saßen die Kinder noch stumm da, als Debora, die Wittwe von Salomons erstgebornem Sohne, keuchend eintrat.

Der Leiche im Sarge keinen Blick widmend, eilte sie sogleich auf ihren Schwiegervater zu, den sie mit hartem Ausdruck in Wort und Miene also anredete:

„Wache auf, alter Vater! Dein Volk sammelt sich in der Synagoge, um zu berathen, wie es

dem Dräuen seiner Feinde, der Christen, und ihren Fallstricken entrinnen könne. Auf, alter Salomo, und rede für deine Söhne. Oder soll ich schwaches Weib meine Lippen für sie aufthun, damit die Männer meiner spotten können? Dein Erstgeborner ist dahin gefahren gleich der Aegypter Erstgeburt. Dein zweiter Sohn darf sich nicht selbst gürten und nicht gehen, wohin er will, und dein jüngster — der Verächter des Gesetzes Mosis — anstatt die Stütze der gebeugten Wittwe zu werden, läuft er, der Herr weiß wo? im Lande umher, nicht achtend des Drangsals seines Volkes. Komm, alter Vater, laß deine Weisheit im Rathe der Aeltesten vernehmen und sitze nicht immer so müßig im Winkel. Deine Stimme galt einst viel in der Schule — sie wird es noch, wenn du dich aus deinem Schlafe aufrüttelst und deine Gebeine in Bewegung setzest."

„Sieben Jahre lang" — versetzte der Greis auf diese Worte — „habe ich keinen Fuß vor die Thüre unsrer Wohnung gesetzt, denn mein Leib ist veraltet und meine Gestalt verfallen. Und jetzt, wo meine Seele schier verschmachtet, soll ich mich aufmachen und unter mein Volk treten, das kaum des blinden Salomons noch gedenken wird?"

„Das sollst du, Alter!" sprach die Jüdin — „um so mehr Gewicht wird deine Stimme haben in dem Rathe. Und sind deine Füße gebrechlich, so werde ich die meinigen dir leihen, dich geleiten und

stärken auf dem kurzen Wege. Auch kann der stämmige Junge da dir noch zur Seite gehen."

„Ich muß meine liebe Mutter zu Grabe begleiten" — sagte Ascher mit festem Tone.

Bei der Brust packte ihn die zornige Wittwe. Den Jungen heftig schüttelnd, rief sie: „Absalon und nicht Ascher solltest du heißen. Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen. Deine Mutter ist todt und dein Vater so gut wie todt. Darum bin ich jetzt deine Mutter und dieser" — sie zeigte auf den Greis — „dein Vater. Sogleich hilfst du mir ihn aufrichten und zur Schule bringen, oder ich werde dir zeigen, wer hier jetzt zu gebieten hat."

Ascher erwiederte kein Wort und that, wie ihm befohlen worden. Auch der Greis wagte keine Einrede gegen das ihm so unerwartete Ansinnen zu machen, sondern ließ willig sich aus der Stube und dem Hause bringen, was freilich nicht leicht und nicht ohne große Anstrengung von statten ging.

Als der Greis, der so lange Jahre nicht in's Freie gekommen, vor dem Hause von der scharfen Winterluft berührt wurde, fühlte sich seine Brust bis zum Ersticken zusammengeschnürt. Einige Zeit währte es daher, bevor er, von dem ungeduldigen Weibe gedrängt, seinen Fuß weiter setzen konnte. Als das an Jahren so verschiedene Kleeblatt in die Nähe der Syn-

agoge anlangte, standen hier und da Gruppen Volks beisammen, welche die herbeiziehenden Juden mit verdächtigen Blicken betrachteten. Der alte Salomon mit dem langen weißen Barte und dem gebeugten, zitternden Haupte blieb mit gehässigen Anmerkungen von ihnen verschont, dagegen mußte die Wittwe beißende Reden über ihren Wucher und Geiz hinnehmen. Auch Ascher erhielt, wegen des trotzigen Ausdrucks seiner Gesichtszüge, einige Schimpfnamen, die er mit einer zornigfinstern Miene vergalt. Sobald er seinen Großvater in den Saal der Synagoge hatte führen helfen, schoß er wie ein Pfeil die Treppe hinab und aus dem Hause, vor welchem ein dichter Volkshaufe aufgepflanzt war. Nicht ohne Mühe bahnte er sich einen Weg durch die Reihen, welche bei seinem Anblicke in ein unwilliges Murren ausbrachen.

„Man hätte die Judenbrut nicht entkommen lassen sollen" — hieß es — „Es ist um keinen von ihnen Schade; denn schon die Kinder sind verderbt und taugen so wenig wie die Alten."

Ascher aber achtete auf nichts. Sein Sinn stand einzig und allein nach seiner Mutter, welcher er den letzten Liebesdienst — die letzte Ehre erweisen und sie zu Grabe geleiten mußte. Er kam just noch zu rechter Zeit heim. Zwei ärmliche Juden hatten sich eben des Sarges bemeistert, um ihn fortzutragen, eine Handlung, welche bei sämmtlichen Kindern der Ge=

storbenen den versiegten Thränenquell wieder springen machte. Mit einem Gefühle bitteren Schmerzes blickte Zierl auf ihr sanft schlummerndes Schwesterchen im Schooße herab, denn dasselbe behinderte sie, dem Leichenzuge zu folgen, welchem sich die übrigen Geschwister jetzt anschlossen.

„Du kannst auch nicht mitgehen, Jacob," — sprach Ascher zu seinem schwächlichen Bruder, den er wie eine matte Fliege hinüber und herüber taumeln sahe. Der arme Junge, seine Hinfälligkeit selbst fühlend, gehorchte ohne ein Wort zu entgegnen, und setzte sich bitterlich weinend auf sein Bänkchen neben Zierl, auf deren Achsel er sein schwaches Haupt legte.

Unten vor dem Hause stand ein Wäglein, wie ihn die Auflader zum Fortschaffen der Kaufmannsgüter zu brauchen pflegen. Ein elendes Pferd, mit hängenden Ohren und niedergesenktem Kopfe, von einem rohen, christlichen Führer regiert, war bestimmt, das Fuhrwerk zu ziehen, auf welches der Mutter Ruth letztes Haus gesetzt wurde. Der für diesen Dienst theuer genug bezahlte Kutscher schwang fluchend seine Peitsche und der Leichenwagen, von den Trägern, den Klageweibern und den beiden Kindern gefolgt, rumpelte langsam ab. Mit erleichtertem Herzen sahe das jüdische Gefolge seine früher gehabte Befürchtung ungegründet, indem niemand ihnen hindernd in den Weg trat; vielmehr erschienen die Gas=

sen, welche der Zug betrat, ungewöhnlich leer von Menschen. Ohnmöglich konnte ein beginnendes Schneegestöber die alleinige Ursache davon seyn. Von demselben begleitet, gelangte der Zug aus der Stadt und an den abgelegenen Begräbnißort der Juden.

Indeß war der Volkshaufe in der Nähe der Synagoge zu einer fast undurchdringlichen Masse angeschwollen, welche durch Schmähungen und Drohungen gegen die Juden sich erhitzte.

„Nicht einmal die Fenstern kann man ihnen einwerfen" — meinte ein Bürger — „denn klüglich haben sie dieselben nach außen vermauern lassen."

„Diese Strafe wäre auch zu gering für ihre Uebelthaten" — bemerkte ein Anderer. „Haben sie nicht unsern Heiland gemartert und gekreuzigt und selbst gewollt, daß sein Blut über sie und ihre Kinder kommen solle? Darum, steinigt oder verbrennt sie als die ärgsten Ketzer."

Diese Rede wurde mit allgemeinem Beifalle aufgenommen und hatte erneuerte Verwünschungen zur Folge.

Jetzt arbeitete sich der Stadthauptmann zu Pferde, begleitet von einer Schaar Söldner, durch die lebendigen Mauern.

„Was giebt's, Kinder?" sprach er ungewöhnlich leutselig. „Was bedeutet dieser Zusammenlauf?"

„Das Blut der gemordeten Christenkinder schreit um Rache, gestrenger Herr Stadthauptmann" —

war die Antwort. „Sollen wir geduldig mit an=sehen, wie ein Kind nach dem andern von dem Ju=denvolke abgeschlachtet wird?"

„Rache! Rache! wollen wir haben!" riefen viele Stimmen.

Der Stadthauptmann zuckte die Achseln.

„Kinder," versetzte er — „unser gnädigster Herr und Kurfürst kann sich nun einmal nicht überzeugen, so klar auch die Sache ist, daß die Juden die wah=ren Mörder seien. Daher muß ich armer, geschlage=ner Vater es ruhig ertragen, daß der Mord meines einzigen, lieben Söhnleins ungerochen bleibt. Das Volk Israel thut scheinbar so arm, hat aber das mei=ste Geld an sich gerissen, wodurch es sich manchen hohen Gönner erwirbt, der ihm dafür seinen Schutz angedeihen läßt. Ich rathe euch daher, in aller Stille heim zu gehen, damit nicht unser gnädigster Herr Kurfürst, wenn er von der Jagd zurückkehrt, euch durch seine Trabanten auf eine ziemlich unsanfte Weise auseinander treiben lasse. Lebt wohl, Kinder, und gedenket meiner in euerm Gebete, der ich mein Theuerstes durch das Judenvolk verloren habe."

„Und auch den Seppel, gnädiger Herr Stadt=hauptmann" — riefen einige Weiber — „auch den haben sie geschlachtet."

„Ja wohl, ihr guten Leute" — antwortete der Stadthauptmann mit erheuchelter Wehmuth in Ton und Miene — „auch der wackere, freundliche,

hoffnungsvolle Seppel — ich weiß viel, wer die Brut ist" — fuhr er leiser vor sich fort — „meinetwegen könnten noch hundert solche Buben weg seyn, wenn ich nur mein Söhnlein dadurch wieder bekäme — ja der gute, liebe Seppel" — rief er laut — „auch er ist ihre Beute gewarden und leicht dürfte er nicht das letzte Opfer des Judenhasses seyn, wenn dem Dinge kein Einhalt gethan wird. Nun, Kinder, verhaltet euch fein still. Nur Narren pflegen Lärm zu machen, wollen sie eine Handlung vollbringen." Der Stadthauptmann entfernte sich hierauf mit seinen Leuten.

„Der gnädige Herr Stadthauptmann!" lobte eine Frau — „wie gütig er mit einem Male geworden ist! Sonst konnte er vor Hochmuth kein Wörtlein mit uns gemeinen Leuten sprechen. Ja, das ist wahr: die Noth macht gefügig."

„Habt ihr den Wink des Stadthauptmanns verstanden?" sprach ein Mann. „Keinen Lärm gemacht und gehandelt, bevor der Kurfürst von der Jagd heimkehrt."

Es begann in Folge dieser weiter verbreiteten Rede eine ziemlich geräuschlose, aber desto geschäftigere Thätigkeit unter der Volksmasse, welche durch die eingebrochene Dunkelheit begünstigt wurde. Viele Männer und Weiber, denen Wildheit und Lasterhaftigkeit aus den Augen leuchteten, schleppten große Bunde Stroh und Reißholz, leere Tonnen, Werg,

Pech, so wie Balken zum Verrammeln herbei, und willig öffneten sich die Reihen, sie nach dem Hause, worin die Synagoge war, durchzulassen. Andere Männer begaben sich an die beiden Enden der Straße, wo die Massen des Volks ihren Anfang nahmen, und ermahnten: „Schlingt die Arme in einander, daß ihr eine Kette bildet, in welche von nun an niemand mehr eindringen darf. Ja, und sollte selbst der Kurfürst kommen und seine Trabanten unter euch schicken, so erreget ein Gedränge, in welchem Alles eingekeilt bleiben muß, bis ihr sehet, daß das Werk vollbracht ist.“

Selten wurde ein Gebot williger vollbracht als dieses. Auf einmal erhob sich ein lautes Geschrei: „Ein Kundschafter! ein Jude! nieder mit ihm! nieder mit ihm!“

Ein Jammergeschrei folgte diesen Worten, das jedoch unter unzähligen Schlägen bald verstummte.

Das erste Opfer der Volkswuth wurde bei Seite geschleppt und in seinem Blute liegen gelassen. Das große Trauerspiel sollte hierauf beginnen, als plötzlich zwei Frauengestalten unter lautem Geschrei durch die vorderste Menschenmauer eindringen wollten. Sie waren durch keine warme Kleidung gegen die Winterkälte verwahrt, sondern schienen vielmehr von ihrem Hause fortgelaufen zu seyn, wie sie gerade gingen und standen. Beide hatten kaum noch Athem zum Schreien. Es war Frau Siebert und ihre Nichte, die Kindermaid des Stadthauptmanns.

„Was soll mit den Juden geschehen?" rief Erstere unter schrecklicher Angst.

„Man will ihnen ein Licht anstecken, daß sie ihr Gesetz und zwar das fünfte Gebot besser erkennen mögen" — antwortete ein Mann mit unverkennbarem Hohne.

„Um Jesu und der heiligen Jungfrau willen!" kreischte die Maid — „haltet ein! Laßt uns durch im Namen des heiligen Benno! Die Juden sind unschuldig an dem Tode des kleinen Junkers vom Stadthauptmanne!"

„Das wissen wir besser und der Herr Stadthauptmann auch" — versetzte der Mann. „Gebt euch, des Judenvolks wegen, keine Mühe. Ihre letzte Stunde ist gekommen und ihr zwei Weiber werdet ihren Lauf nimmer aufhalten und wenn ihr noch lauter schreiet."

„Ich bin ja, Gott sei's geklagt, die Kindermaid des kleinen Junkers und zum Theil mit Schuld an seinem Tode gewesen" — rief Nanny unter Händeringen.

„Das hättet Ihr fein eher sagen sollen" — sprach der Mann — „nun ist's zu spät. Ueberdieß fragt sich's noch, ob Ihr jetzt oder vorher die Wahrheit gesprochen habt, welches Erstere ich gar sehr bezweifeln muß, da nicht nur des Stadthauptmanns Knäblein, sondern auch Seppel ermordet worden ist."

„Ja" — sagte hier Meister Filter, welcher eben-

falls in der Menschenkette ein williges Glied ausmachte — „ich hatte auch immer noch der Juden Partie behauptet. Aber seitdem mein Seppel, der dem Löwen, so zu sagen, gutwillig in den Rachen gelaufen ist, von dem Judenvolke geschlachtet worden ist, bin ich so unwirsch auf sie wie nur irgend Einer."

„O mein Heiland!" versetzte Frau Siebert — „auch der arme Seppel ist nicht von den Juden ermordet worden. Ich weiß es genau. Kochler, mein Neffe, der Trabant, welcher den Junker mit seinem Mantel erstickt hat, ist auch Schuld an Seppels Verschwinden, obgleich ich ihm gedrohet hatte, Alles anzuzeigen, fügte er dem Knaben ein Leid zu. Laßt uns durch! Haltet ein, ihr Leute! Hört's und sagt's weiter: die Juden sind unschuldig! Sie haben die beiden Kinder nicht geschlachtet; sondern wir dreie — ich, die Maid hier und ihr Bruder sind die Schuldigen."

„So haltet doch Euer Maul" — sprach ein Bürger verdrießlich — „damit Ihr Euch nicht selbst um den Hals redet. Es ist nun einmal zu spät und um die Juden nicht Schade, wenn sie auch Alle verderben müßten."

„Dieser, mit Eurer Gunst, sündlichen Meinung vermag ich nicht beizupflichten" — sprach Filter ernst — „und wenn die Weiber wahr sprechen, so vereine ich meine Stimme mit der ihrigen und schreie: Haltet ein! die Juden sind unschuldig! Die Mörder der

beiden Kinder sind entdeckt! Halt! halt!" Er schrie, daß ihm die Lunge hätte platzen mögen.

Doch die Menschen sind nur immer einig auf's Böse und nicht auf's Gute. Filters Bemühung fand keine Nachahmer oder Theilnehmer. Vielmehr ließen sich der mißbilligenden Stimmen mehrere vernehmen, welche unwillig riefen: „Schlagt doch die Schreier auf den Mund! Gewiß wollen sie uns den Kurfürsten und seine Trabanten auf den Hals hetzen."

Umsonst strengten Frau Siebert, Filter und die Maid all' ihre Kräfte an, den Menschenwall zu durchbrechen, um sich der Synagoge zu nähern. Die Böswilligkeit des Pöbels und der Haß gegen die Juden gönnten ihnen keinen Durchgang.

„Das Sprüchwort ist und bleibt wahr" — sagte ein ruhiger Zuschauer, indem er das vergebliche Ringen der drei Verbündeten mit ansahe — „wenn der Wurf aus der Hand ist, ist er des Teufels. Die Weiberzunge ist ein kleines Glied, schlägt aber gleichwohl heute mehr als 150 Juden den Rücken ein."

Frau Siebert indeß und ihre Nichte ließen noch nicht ab in ihrem verdienstlichen Streben, die Unschuld der Juden jedermann kund zu thun. Mit immer verzweiflungsvolleren Geberden und erhöhter Stimme suchten sie dieß zu bewerkstelligen und fort und fort sich Bahn zu brechen, nicht achtend der Schimpfworte und Stöße, welche ihnen dabei zu Theil wur-

den. Ein blendend greller Feuerschein, der jetzt von der Synagoge herdrang, für eine Secunde lang die Gesichter der Anwesenden erleuchtete, dann aber wieder einer undurchdringlichen Finsterniß Platz machte, wurde mit einem stürmischen Freudengeschrei von der versammelten Menge begrüßt. Unter dem nun ausbrechenden Tumulte sank Nanny ohnmächtig zur Erde, Frau Siebert hingegen schlug sich verzweifelnd Brust und Haupt.

Zwölftes Kapitel.

Der Synagogen-Brand.

Mehr als 150 Juden hatten sich in der Synagoge versammelt, um über die Ergreifung von Maaßregeln zu berathen, wie man den Haß und die Aufregung des Christenvolkes beschwören möge. Nach der jüdischen Weise sprachen Alle auf einmal, so daß ein wahrer Heidenlärm entstand, in welchem keiner des Andern Wort vernahm. Daher war es dem Volkshaufen leicht geworden, die Anstalten zu dem schrecklichen Vorhaben unbemerkt und ungehindert zu treffen.

Merkwürdig bleibt es, daß unter den hundert ausgesprochenen Rathschlägen nicht einer dahin ging, freiwillig eine Stadt zu verlassen, von deren Bewohnern die Kinder Israel sich nur Böses zu versehen hatten. Geraume Zeit schon hatte der Lärm gedauert,

ohne daß man zu einem Ergebnisse gelangt wäre. Die Wittwe Baruchs hatte ihre keifende Stimme nicht am leisesten dabei ertönen lassen. Einen Augenblick der allgemeinen Erschöpfung benutzend, begann sie mit Aufbietung all' ihrer Kraft: „Ihr Männer von Israel, höret mich, die gebeugte Wittwe eures Bruders Elias Baruch. Verachtet meine Rede nicht, denn sie ist die Rede einer Judith zur schwer bedrängten Zeit. Wollet ihr wissen, warum letztere über das Volk Gottes gekommen ist? weil dasselbe des Herrn Gebote verachtet. Darum nur entbrennt sein Zorn über uns; darum nur sind wir verkauft unter die Hand der Christen wie einst unsre Vorältern unter die Kananiter. Ich will eure Debora werden; darum merket jetzt auf und höret. Was verlangt unser Gesetz? So ein Mann stirbt kinderlos, soll sein Bruder das Weib nehmen, damit seines Bruders Name nicht untergehe. Mein Mann ist gestorben, meine Trauerzeit längst vorüber und noch hat der jüngste Sohn dieses alten Mannes hier das Gesetz nicht erfüllt, mir seine Hand nicht gereicht. Vielmehr zieht er im Lande umher, läßt seine Braut daheim sitzen und ohne Beistand. Ihr Männer von Israel! thut, wie das Gesetz verlangt, damit der Zorn Gottes von uns weiche. Ich verklage hiermit diesen Salomon vor euch, weil er seinen Sohn nicht zu Erfüllung des Gesetzes anhält. Er ist an unserm Unglücke durch seine übergroße Nachsichtigkeit Schuld."

„Wie?“ versetzte der greise Salomon mit zitternder Stimme — „deshalb, o Schnur! hast du mich hierher geführt? Nicht, damit ich im Rathe der Aeltesten sitze, sondern schnöder Weise von dir verklagt werde? Weib, du gleichst an Listigkeit der Schlange, die unsre Mutter Heva verführte. Du wirst —“

Die Arme in die Seite stemmend, unterbrach das Weib den Alten. Ihre keifenden Worte jedoch wurden von denen der ganzen Versammlung übertäubt, welche einstimmig die Wittwe ob ihrer ungeziemenden Rede verdammte.

Diese blieb ihnen kein Wort schuldig. Als ihre Stimme in dem allgemeinen Tumulte unterzugehen drohte, war sie auf ein Mittel bedacht, jene geltend zu machen, welches auch seines Zweckes nicht verfehlte. Sie sprang auf eine Bet=Bank, zog einen strotzenden Beutel mit Geld hervor und rief: „Zweihundert Goldgülden zählt dieser Beutel in sich. Ich setze ihn aus zum Preise — still! sage ich. Vergönnet mir das letzte Wort; sodann will ich euch nicht länger beschweren mit meinen Klagen. Ruhe dort unten, ihr Edomiter, Kananiter und Hebusiter!“

Längst schon hatte der Anblick des goldgefüllten Beutels eine allgemeine Stille hervorgebracht in der Versammlung, und wenn Debora demohnerachtet noch immer auf Ruhe drang, so rührte der vernommene Lärm nicht von innen her. Es war, als wenn ein

gewaltiger Wind durch die äußeren Räume des Hauses zöge — als ströme ein Leviathan seinen wehenden Odem aus.

Das nicht nachlassende Getöse war von so unerklärbarer Art, daß alle Anwesende von einem geheimen Entsetzen sich durchschauert fühlten. Sie standen regungslos und warteten wie Schlachtschaafe der Dinge, die da kommen sollten. Als aber jetzt ein Knittern und Knattern, ein Prasseln und Platzen draußen begann, kam Leben in die Versammlung zurück.

Jedem Andern zuvorkommend, war Debora von ihrem hohen Standpunkte herabgesprungen und aus dem Saale in das davor befindliche Vorhaus geeilt. Dessen, nach innen aufgehende Thüre aufreißend, stellt sich ihrem weitern Vordringen eine feste Mauer von aufgebauten Holzscheiten, Tonnen, Reißig- und Strohbündeln entgegen. Umsonst stürmt sie gegen dieselbe an — sie weicht nicht um einen Zoll zurück. Mit einem Schreie des Entsetzens eilt sie in den Saal zurück. Hier hatten indeß zwanzig Hände die innen angebrachten Fensterladen aufgestoßen. Ein Feuermeer, das unten vom Hofe, gegenüber von dem hölzernen Gange, so wie von den oberen Räumen aufstieg, blendete die Augen der Aermsten.

Das gellende Zetergeschrei, welches sich bei diesem furchtbaren Anblicke aus 150 Kehlen Bahn brach und weit hinauf in die Lüfte schlug, verkündete den

unten harrenden Würgengeln den gewünschten Erfolg ihrer grausamen Absicht. Und nun begann ein gemeinsames Kämpfen und Ringen unter den Eingesperrten, um dem, mit glühenden Armen sie umschlingenden Tode zu entrinnen.

Gleich den mitleidwerthen Krebsen, welche der christlichen Köchin Hand in kaltem Wasser an das Feuer setzt, irrten die unglücklichen Israeliten von Winkel zu Winkel, um den näher rückenden Gluthen zu entfliehen. Feuer prasselte unter, vor und über ihnen. Krachend sprangen die Balken der Decke, wie des Fußbodens. Schon wurden die Dielen heiß, die Mauern glühend, die Rauchwolken erstickend. Frau Baruch und noch zwei Juden, welche den Sprung aus den Fenstern wagten, wurden vor den Augen der ihnen nachschauenden Gefährten von den Flammen verzehrt, wie eine in der Gluth sich schnell krümmende Weidenruthe. Keuchend und schwitzend, in immer schnellerer Hast arbeiten dort Haufen Judenvolks mit allerlei ungeeigneten Werkzeugen, wie sie die Noth darbietet, um die zugemauerten Fenster nach der Straße zu durchbrechen. Eine Bet-Bank, von vielen rüstigen Händen regiert, wird als Mauerbrecher angewendet. Eitle Mühe! Soll der Stein mitleidiger seyn als das fleischerne Herz des Menschen?

Ha! sieh da jene Schaar verfolgter Ratzen, welche in tödtlicher Angst im Zimmer umherjagen, das rettende Loch nicht finden können und den wiederholten

Streichen ihrer Feinde endlich erliegen müssen. Schau, wie sie, um ihren eignen Leib eine kurze Zeit zu decken, ihre leiblichen Väter, Söhne, Brüder dem erbarmenlosen Würgengel in den Weg schieben. Das Gleichniß ist unedel, aber treffend, das hier von der geängsteten Judenschaar gegeben wird.

Und in mitten dieser Treibjagd — dieser irdischen Höllenfahrt — stand Salomon, der 80jährige Greis — ein Fels im wild brandenden Meere! Siehe, lieber Leser, einen breiten Strom, auf dessen hoch angeschwollenen Fluthen die dicken Eisschollen, gegen einander andonnernd, daher treiben. Mitten in ihm steht noch der letzte, seinem Einsturze nahende Pfeiler einer, von der Gewalt der Eisfahrt versunkenen Brücke. Er steht und sieht, wie Stein auf Stein sich ablöset von seinem Fuße. Er zittert nicht, bis ein neuer, ungestümer Stoß ihn krachend zusammenstürzen läßt.

Vor Salomons blöden Augen wogte ein blutigrothes Flammenmeer, über welches zuweilen eine Rauchwolke ihren schwarzen Schatten dahin jagte. Sein Ohr wie sein Herz ward zerrissen von dem Wehgeschrei seiner Glaubensgenossen um ihn her. Nicht an sich, nicht an seine eigene hülflose Lage dachte er. Als die Todesgefahr ihren höchsten Grad erreichte, erstarkte sein gläubiges Gemüth auf wundersame Weise. Als Aller Mund verstummet war, erschloß sich der seinige. Mit lauter, kräftiger Stimme

hob er an zu beten, wie einst die drei Männer in dem feurigen Ofen gesungen hatten:

„Lobet den Herrn, preiset und rühmet ihn ewiglich. Denn er hat uns erlöset aus der Hölle und hat uns geholfen von dem Tode, und hat uns errettet aus dem glühenden Ofen, und hat uns mitten im Feuer erhalten."

Und die überirdische Macht dieses Geistes, der aus Salomon redete, anerkennend, beugte sich jetzt die ganze Judenschaar rund um den Greis darnieder. Sie bargen das Antlitz zur Erde, dem flammenden Tod nicht mehr in's Antlitz schauen zu dürfen. Ihr Ohr lauschte nur noch andächtig den Worten des begeisterten Salomon, welcher also fortfuhr:

„Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich."

Hier flammten im Nu die schwarzen, weiten Röcke der Knieenden auf. Die Lohe schlug an dem Betenden hinauf und als sie den langen Bart des Greises ergriff — die Adern seines Halses versengte — stürzte der entseelte Leichnam auf seine zuckenden Brüder dahin.

Dreizehntes Kapitel.

Die Auferstehung.

Die Dunkelheit sank mehr und mehr herab; desto heller leuchtete dagegen der Schnee, welcher in dichteren Flocken von dem schwarzen Himmel herab wehete und die ganze weite Fläche um Baierns Hauptstadt überzog. In der unbesuchtesten Gegend vor derselben lag der beschränkte Ort, wo die Juden ihre Gestorbenen beerdigen durften. Eine elende Mauer umgab denselben, doch war sie so hoch, daß kein neugieriger Christ darüber wegzuschauen vermochte. Am Eingange befand sich eine Hütte, in welche jede Leiche vor ihrer Beerdigung gebracht wurde, um darin diejenigen Dinge zu empfangen, welche der jüdische Aberglaube seinen Anhängern in die Ewigkeit mitzugeben für nöthig erachtet. Auch pflegte man daselbst den Sargdeckel auf den Sarg durch eingeschlagene Nägel zu befestigen. Geräuschlos trabte das Pferd, welches die irdische Hülle der Ruth ihrer ewigen Ruhe zufuhr, durch den tiefen Schnee daher. Von letzterem weiß überzogen, wandelten die großen und kleinen Gestalten still hinter drein. Am Thore wurde der Sarg vom Wagen gehoben, mit welchem der Fuhrmann sofort nach der Stadt umkehrte. Die beiden Männer trugen jenen hierauf in die Hütte, setzten ihn auf bereit stehende Trageböcke und entfern=

ten sich mit den beiden Kindern, worauf die Thüre der Hütte bis auf eine kleine Oeffnung zugemacht und die Schaar der Klageweiber allein bei der Leiche gelassen wurde. Indeß diese nach der Vorschrift ihres Gesetzes mit der Todten verfuhren, was ziemliche Zeit währte, gingen die beiden Kinder, das Grab ihrer Mutter aufzusuchen. Sie fanden es bald, aber noch etwas dazu, was ihnen erst großen Schreck einjagte. Es saß nämlich an dem tiefen Grabeloche eine ganz verhüllte Gestalt, weiß von Schnee und unbeweglich wie Lots Ehefrau.

Als den Kindern ein Schreckenruf entfuhr, erhob die Gestalt das Haupt, das umgenommene Tuch glitt vom Haupte und Sara's Gesicht kam darunter zum Vorschein.

„Ach du bists, liebe Sara!" riefen Ascher und Judith zugleich mit frohem Erstaunen. „Wir fürchteten uns schon vor dir. Willst du auch unsre liebe Mutter begraben sehen?"

Sara nickte bejahend. „Legt mich lieber gleich auch zu Ruth" — sprach sie schluchzend.

„Du hast Recht" — versetzte Ascher mit Ueberzeugung — „ich möchte auch lieber bei der Mutter und in Abrahams Schooße seyn, als länger hier unter den Christen."

„Wenn du doch unsre Mutter werden wolltest, Sara" — sagte Judith — „da wir jetzt gar niemand haben, der für uns sorgt. Der Vater sitzt im

Gefängnisse und der Großvater in seinem Winkel, aus welchem er sich nicht wegrührt —"

„Das ist nicht wahr" — fiel Ascher ein — „alleweile ist der Großvater in der Synagoge und —"

„O weh!" schrieen hier jetzt die beiden Leichenträger voll Entsetzen — „Herr Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs! was hat das zu bedeuten?"

Die Kinder und selbst Sara wendeten sich erschrocken nach den beiden Schreiern um, welche die Arme nach einer Seite der Stadt ausgestreckt hielten, wo eine große Feuersäule gen Himmel stieg und dort einen rothen Wiederschein bildete.

„O Moses und die Propheten!" rief der Männer einer — „dort ist unsre Synagoge! Sie ist's, welche brennt!"

„Auf! auf!" rief der andere in die Hütte hinein — „die Synagoge brennt!"

Unter einem Wehgeschrei stürzten die Frauen von der Leiche weg und aus der Hütte. Sie rangen verzweifelnd die Hände, als sie die immer größer werdende Gluth erblickten. Unter dem Rufe: „Mein Mann! Mein Vater! Mein Sohn!" rannten sie den beiden Trägern nach, welche bereits aus dem Friedhofe gestürmt waren.

Auch Ascher lief hinterdrein. „Der Großvater!" war sein erster und einziger Gedanke.

Sara und Judith hingegen begaben sich zu der todten Ruth in die Hütte. Diese lag noch offen da

in ihrem Sarge, neben ihr ein Brot, jedoch kein Prügel wie bei den Männern, um die Hunde in jener Welt zu verjagen, wie der jüdische Aberglaube annimmt.

Weinend fiel Sara auf den Leichnam und benetzte mit heißen Zähren das kalte Antlitz desselben. Judith that ein Gleiches, worauf beide sich neben dem Sarge niederließen. Nicht lange währte es, so stellte Ascher sich wieder ein.

„Ich kann unmöglich meine liebe Mutter hier im Stiche lassen" — sprach er, neben den Sitzenden Platz nehmend. „Der Großvater hat ja die Debora, welche ihn besser retten kann als ich. Und überdieß käme ich doch zu spät."

Geduldig warteten die drei Einsamen nun auf die Wiederkunft der Leichenbestatter. Die Nacht kam immer schwärzer, die Kälte grimmiger; die Feuersäule wurde kleiner und verlosch allmählig.

„Hu!" sprach Judith sich schauernd — „Mich friert erschrecklich! Wenn ich doch ein wenig Wärme von dort her hätte!" sie zeigte auf die vergehende Feuersbrunst hin.

„Glaubst du" — versetzte Ascher — „daß die Christen das Feuer angelegt haben, wenn es die Synagoge gewesen ist, die gebrannt hat? Als ich den Großvater dorthin führen mußte, stießen sie gar schreckliche Drohworte gegen uns aus."

„Der arme Großvater!“ klagte Judith — „dann ist er auch sicherlich verbrannt.“

„Wenn Gott der Herr nicht will, auf keinen Fall“ — sprach Sara — „gedenket doch an die drei Männer im feurigen Ofen. Oder, wenn er wirklich verbrannt wäre, so wäre er im Feuer gen Himmel gefahren wie der Prophet Elias.“

„Ach, und meine arme Mutter muß in die Erde hinabfahren und sich von den häßlichen Würmern aufessen lassen! Es mag wohl schön im Paradiese seyn, wenn nur der abscheuliche Tod nicht wäre!“ — sagte Ascher sich schüttelnd vor Frost und Grausen.

„Alles Schöne und Herrliche will erkauft seyn“ — tröstete Sara — „wie viel mehr das Paradies. Unser Volk würde gern von den Christen sich plagen lassen, wenn wir nur hoffen könnten, das Land unserer Väter wieder zu sehen, wo Milch und Honig fließt und ein Jeder wohnt unter seinem Feigenbaume und Weinstocke.“

„Dort ist es auch gewiß nicht so kalt, wie hier?“ fragte Judith.

„Bewahre!“ versetzte Sara.

„Wenn meine liebe Mutter doch das gelobte Land hätte auch noch sehen können“ — erwiederte Judith.

„Sie schaut es von ihrem Grabe aus“ — antwortete Sara — „wie Moses von dem Berge Pisga that. Darum stellen unsre Leute den Sarg auch so

in die Erde, daß das Gesicht der Todten nach Morgen gerichtet ist. Doch, Kinder, wir möchten wirklich heim gehen. Die Nacht ist da und niemand kehrt wieder zu uns zurück. Wir wollen die Hütte verschließen und die Leiche mit dem Sargdeckel bedecken."

Die Kinder mußten, wenn sie nicht allein bleiben wollten, ihre Einwilligung geben.

Sara legte, so gut dieß in der Dunkelheit möglich war, den Sargdeckel über die Leiche weg und schritt, die beiden Kinder an der Hand, aus der Hütte.

Plötzlich fiel ein Gegenstand dröhnend zu Boden.

„Wartet ein wenig" — gebot Sara, indem sie nochmals umkehrte. „Der Deckel ist wieder herabgefallen. So geht's, wenn man nicht ordentlich sehen kann, sondern Alles greifen muß."

Unter diesen Worten erfaßte Sara den zu Boden geglittenen Deckel, ihn wieder auf den Sarg zu befestigen. In diesem Augenblicke stieß sie ein Zetergeschrei aus und stürzte mit dem Sargdeckel bewußtlos zu Erden.

Die Kinder standen erschrocken. Das Haar stieg ihnen zu Berge — tödtliches Entsetzen erfaßte sie beide, als jetzt eine Grabesstimme die Worte hervorhauchte: „Zierl! war das mein Estherchen, welche so eben schrie?"

Die Kehlen der Kinder vermochten keinen Laut

auf diese Frage hervorzubringen. Heftig zitternd hielten sie sich umfaßt. Darauf knackte der Sarg und die darunter stehenden Trageböcke. Man vernahm deutlich, wie die Leiche sich aufrichtete und tappend umhergriff.

„Wer hat mir nur mein Deckbette weggenommen?“ sprach die hohle Stimme der Todten. „Mich friert fürchterlich. Elias! wo bin ich denn? Thu' mir doch den Gefallen und zünde die Lampe an; ich fühle mich unbeschreiblich matt.“

Jetzt überwand beim Ascher die Liebe die Furcht. Jauchzend lief er zur erwachten Mutter hin. „Meine liebe Mutter!“ rief er unter unbeschreiblichem Entzücken — „lebst du wirklich wieder? Ist es nicht dein Geist, welcher da spricht?“

„Bist du es, mein Ascher?“ fragte die erwachte Scheintodte, indem sie die Arme suchend nach ihrem Sohne ausstreckte. „Was für tolles Zeug redest du denn? Ob ich noch lebe, fragst du? Ich besinne mich jetzt wohl, daß ich krank gewesen bin und lange geschlafen habe; doch todt bin ich nicht. Wie kommst du auf den Gedanken? Hat dir denn dein Vater dieß nicht ausgeredet? Wo ist er nur, mein Elias?“ Sie strebte aus ihrem Sarge zu steigen.

Ascher umfaßte seine Mutter zärtlich; auch Judith näherte sich nun etwas dreister geworden.

„O meine Mutter!“ sprach der Knabe innig ergriffen — „wie gut, daß wir dich wieder haben!

Ja, nun kann noch Alles gut werden. Ach, und wie gut war es, daß das Feuer aufging; sonst lägst du schon tief in der Erde verscharrt."

„Wie?" rief Ruth erstarrend vor Schrecken — „sprichst du die Wahrheit, mein Sohn? Begraben hat man mich wollen? lebendig begraben? O mein Herr und Gott!"

„Ja" — versetzte Ascher schonungslos — „du lagst auf einmal wie todt im Bette, warst starr und steif, holtest auch keinen Athem mehr. Darauf kam der alte Schmuhl, knipp dich in die große Zehe und weil du dich nicht rührtest, sagte er, du wärest todt. Nun warteten sie bis gegen Abend und fuhren dich hierher. Ach, was haben wir alle geweint!"

„Und wo bin ich denn nur?" forschte Ruth unter neuen Schauern. Welch' ein sonderbares Bette ist nur dieß?"

„Du bist auf dem Gottesacker" — erklärte Ascher in seiner Einfalt — „und dieß ist dein Sarg —"

„Herr Gott!" schrie Ruth, bis in den Tod erschrocken. Sie sprang, so schwach sie war, aus dem Sarge, so daß sie und derselbe auf die ohnmächtig da liegende Sara fielen. Darüber kam diese zu sich, erfaßte die auf ihr liegende Ruth beim Kleide und rief gellend: „Laß mich, geschiedener Geist! Gutwillig werde ich dir in's Grab folgen; nur packe mich nicht wieder mit deiner eiskalten Hand."

Es wäre kein Wunder gewesen, wenn die er=

wachte Ruth auf's Neue gestorben wäre, also stürmten immer neue Schrecknisse auf sie ein. Mit Aufbietung ihrer letzten Kraft suchte sie sich von Sara's Armen frei zu machen. Dabei wimmerte sie flehend: „Ziehe mich nicht in's Grab hinab. Ich bin ja nicht todt! Erbarmt euch meiner!"

Bei den Kindern war jetzt guter Rath theuer. Ascher lief bald, um Hülfe schreiend, hinaus vor das Thor des Todtenackers, bald zog ihn die Sehnsucht wieder zurück in die Hütte, wo sich endlich die beiden Frauen allmählig verständigten. Doch wurde Ruth's Zustand immer bedenklicher. Ihre ohnehin schwachen Lebensgeister drohten vor der sie mehr und mehr packenden Kälte zu entfliehen, obschon die Kinder und Sara sie mit ihren Leibern dagegen zu decken suchten.

Zum Gehen fühlte sich die Wiederbelebte zu schwach und sie in die Stadt hineinzutragen, vermochten die Kräfte der drei Gesunden nicht; auch wäre das für die Kranke selbst bedenklich und gewagt gewesen. Eben war Ascher wieder aus der Hütte gelaufen, seine Stimme um Beistand ertönen zu lassen; schon schickte er sich an, denselben aus der fernen Stadt herbeizuholen, als ein näher kommendes Geräusch seine lauschenden Ohren berührte. Wohl zum erstenmal in seinem Leben war er bereit, den ihm so verhaßten Christen, aus welchen sicher die Nahenden bestanden, die

besten Worte zu geben. So lehrt die Noth nicht blos beten, sondern auch bitten.

Vierzehntes Kapitel.

Lohn und Strafe.

Ein Wagen, mit zwei Pferden bespannt und von vier Reitern begleitet, näherte langsam sich dem Todtenacker der Juden. Indem Ascher demselben entgegen lief, hörte er eine Stimme unwillig sagen: „Hat man wohl jemals so etwas erlebt, daß man keinen Weg nach der Stadt auffinden kann? Der Himmel allein weiß, wohin wir verschlagen worden sind. Erst brachte uns der Schnee und die Finsterniß vom rechten Wege ab, und dann das Feuer, von dem wir meinten, daß es uns nach München hinein leuchten würde. Da es nun einmal brannte, hätte es auch das Weilchen noch fortbrennen können, bis wir an Ort und Stelle waren.“

„In der Regierung unsers Gottes geschieht nichts ohne weise Absicht“ — versetzte eine Stimme aus dem Innern des Wagens — „das ist mein Glaube, bei welchem ich mich stets wohl befunden habe. Wer weiß, wozu auch das Abkommen von dem rechten Wege jetzt gut ist.“

„Allenfalls um unsre Sehnsucht nach einer war=

men Stube und einem kräftigen Abendessen zu steigern" — erwiederte der erste Sprecher, an welchen Ascher sich jetzt flehend wendete:

„Gnädigster Herr Ritter, oder was Ihr sonst seid! Habt Erbarmen mit meiner lieben Mutter, welche todt war und begraben werden sollte, nun aber wieder lebendig geworden, doch zu schwach ist, um den weiten Weg nach der Stadt gehen zu können."

„Beim heiligen Bonifacius, Herr Prior, da scheint Eure Vorhersagung schon in Erfüllung zu gehen". — sprach der Reiter erstaunt, und zu Ascher gewendet, fuhr er fort: „Das klingt ja wie eine Feengeschichte, mein kleines Persönchen! Wer bist du denn und wo hast du deine lebendig gewordene Mutter?"

„Drinn im Todtenhause" — versetzte Ascher — „Erbarmt Euch schnell, edler Herr, ehe sie vor Kälte nochmals umkommt."

„Hier ein Todtenhaus?" fragte der Ritter, in welchem der Leser sehr richtig den guten Klostervoigt vermuthet — „ich sehe ja ganz und gar nichts von einem Hause."

„Es ist nur eine kleine Hütte" — sprach Ascher — „und dieß hier unser Todtenacker."

„Hm!" sagte der Ritter — „das Ding kommt mir etwas verdächtig vor. He, Anselm und Niklas! steigt herunter von euern Pferden und folgt dem klei=

nen Erdgeiste da, damit er euch zu seiner Mutter führe und wir die Wahrheit ergründen."

„Wäret Ihr wohl so gnädig" — bat Ascher — „und nähmet meine liebe Mutter mit in den Wagen da?"

„Derselbe hat bereits seine volle Ladung, Bürschchen!" versetzte der Ritter.

In demselben Augenblicke riefen zwei Stimmen, eine männliche und eine feine aus dem Wagen: „Ascher! Ascher! bist du's?"

Ascher stand wie versteinert. „Ascher bin ich gewiß" — sagte er — „doch wer seid ihr?"

Schon war Jonathan vom Wagen gesprungen. „Es ist meines Bruders Sohn, — gnädiger Herr Ritter" — sprach er zum Klostervoigte — „und hier wirklich unser Todtenacker. Nun weiß ich auch den Weg nach der Stadt anzugeben. Doch, Ascher, um Moses willen, was sagtest du vorhin von deiner Mutter?"

„Sie war heute Mittag gestorben" — antwortete Ascher — „wenigstens behauptete dieß der Todtenbeschauer, und sollte vorhin begraben werden, als auf einmal das Feuer in der Stadt aufging, von welchem unsre Leute sagten, daß es in der Synagoge sei. Darauf liefen Alle fort und ließen uns allein bei der Leiche zurück, die nachher zu unsrer größten Freude wieder lebendig wurde. Aber der Großvater war in die Synagoge gegangen und die meisten von

unsern Leuten dazu. Wenn er nur nicht verbrannt ist, denn die Christen drohten uns gar erschrecklich." Die letzteren Worte sagte Ascher klüglich etwas leiser zu seinem Ohm, doch wurden sie von dem aufhorchenden Prior völlig verstanden?"

„Herr Gott!" rief er aus — „heute Mittag ist die Frau gestorben und diesen Abend habt ihr sie schon begraben wollen? Konntet ihr nicht drei Tage damit warten, eure Mutter etwa nicht schnell genug los werden?"

„Der Glaube unsrer Väter verlangt, daß wir die Todten länger nicht als höchstens 9 Stunden über der Erde lassen" — versetzte Jonathan an Aschers Statt.

„Und warum dieß?" fragte der Prior eifrig.

„Weil" — antwortete Jonathan etwas zögernd — „die bösen Geister Macht über den Todten haben, so lange er unbeerdigt ist, und ihn daher plagen und peinigen können."

„O heilloser, barbarischer Glaube ohne Gleichen!" eiferte der Prior in gerechter Entrüstung — „welcher seine Bekenner dem allerfürchterlichsten Tode preis giebt. Guter Gott! wie viel Tausende Unglücklicher mögen seit Mosis Zeiten schon lebendig begraben worden seyn! Und du zitterst nicht, ein Jude zu seyn? Und wenn der christliche Glaube mir weiter kein Heil gewährte, als daß er mich vor dem Lebendigbegraben schützt: so hätte ich schon alle Ursache, dem Herrn dafür

dankbar zu seyn. Und wenn das heutige Beispiel die Ursache wird, daß künftig kein Jude mehr lebendig begraben wird, so ist dieselbe durch die stattgefundene Feuersbrunst nicht zu theuer erkauft, sollten auch sogar, was Gott verhüten wolle, einige Menschen dabei verbrannt seyn. Denn lieber will ich mich verbrennen als lebendig begraben lassen."

Während der Prior also eiferte, hatten des Klostervoigts Diener die schwache Ruth unter Aschers Anführung aus der Leichenhütte getragen und in den Wagen gehoben, wo Jonathan sehr gern seiner Schwägerin seinen Platz abtrat. So weich und warm als möglich gebettet, fuhr Ruth nach der Stadt ab. Jonathan, Ascher und Judith trollten zu Fuße hinterdrein. Eine andere Frauengestalt schritt stumm ihnen nach. Als aber Jonathan von den Kindern vernahm, daß diese seine einstige Braut sei, blieb er freudig betroffen stehen. Sara die Rechte reichend, sprach er bestimmt: „Sara! hier hast du meine Hand. Ich heirathe meines Bruders Wittwe nimmer. Das kann nicht Gottes Wille seyn, wie die Aeltesten vorgeben. Nur der Großvater dauerte mich, weshalb ich früher nicht nein sagte."

Sara ließ ihm ihre Hand, sagte aber auch weder ja noch nein dazu.

So gelangten sie zur Stadt. Auf der hölzernen Isarbrücke mußten die Reiter absteigen und ihre Rosse am Zügel führen. In einem Pfeiler mitten

über dem Strome standen, von dem reichlich gefalle-
nen Schnee matt beleuchtet, zwei Frauen, welche sich
gegenseitig umschlungen hielten und in die Fluthen hin-
abstarrten. In dem Augenblicke, wo sie die Füße
hoben, den Sprung in den brodelnden Abgrund zu
thun, sahen sie sich von mehrern Fäusten gepackt und
zurückgezogen. Die beiden Frauen aber, welche zu
Selbstmörderinnen werden wollten, waren Frau Sie-
bert und ihre Nichte Nanny, die, von den Furien
ihres Gewissens verfolgt, Ruhe in der Wassertiefe
suchen wollten. Von ihnen erfuhr die ganze Gesell-
schaft, welch' eine gräßliche That an den armen Ju-
den verübt worden war, eine Kunde, welche die jüdi-
schen Mitglieder in ein Klaggeschrei ausbrechen, den
Trabanten hingegen beinahe denselben Vorsatz wie seine
beiden Verwandten fassen ließ. Dieses merkend, über-
gab der Prior das schuldbeladene Kleeblatt der Obhut
der drei Diener des Klostervoigts, wobei er zu jenem
sagte: „Als ihr den unfreiwilligen Mord des Kindes
auf die Juden schobet, reichtet ihr dem Satanas ein
kleines Flöckchen Werg dar, aus welchem derselbe einen
Fallstrick für 150 arme Juden spann. Doch, nicht dem
verzweifelnden Judas Ischarioth, sondern dem reu-
müthigen Petrus sollt ihr gleichthun, welcher durch
verdoppelte Liebe gegen seinen Heiland und gegen die
Brüder seinen Fehltritt wieder gut zu machen suchte.
Ihr müßt noch lange leben, um lange Buße thun
zu können. Der Sprung in die Isar wäre der

Sprung in den Höllenrachen, aus welchem keine Erlösung möglich seyn dürfte."

Indeß die Uebrigen in einem angesehnen Gasthofe, auf Anordnung des Klostervoigtes, erquickt und gestärkt wurden, was namentlich Ruth und Jonathan dringend benöthigt waren, begab sich der Ritter von Landau nebst dem Prior und Seppel in des Kurfürsten Hof-Burg, wo die beiden Männer eine ziemlich lange Zwiesprache mit dem gnädigen Landesfürsten hatten, in deren Folge dem Stadthauptmanne noch diesen Abend die Verabschiedung aus dem Dienste und die Weisung ertheilt ward, sofort und für immer die Hauptstadt zu meiden. Das Feuer war gedämpft, doch die Synagoge bis auf den Grund niedergebrannt; die Straßen durchzogen starke Abtheilungen von Trabanten und die Volkshaufen hatten sich auf die Kunde von des Kurfürsten Rückkehr sofort zerstreut, so daß nun die tiefste Ruhe wieder herrschte.

Daheim saß Zierl in Todesangst. Ihr Bruder Jacob schlief lange schon den Schlaf der Erschöpfung; auch die kleine Esther war, nachdem ihr Zierl zu trinken gegeben und sie lange gewiegt hatte, wieder ruhig geworden. Nur die arme Zierl war es nicht. Das schreckliche Unglück in der Synagoge war ihr nicht unbekannt geblieben, nur hatte sie aus dem verworrnen Geschrei auf der Straße und im Hause nicht ganz klug werden können. Der leere Stuhl des Großvaters kam ihr ganz unheimlich vor. Immer war es

ihr, als müsse sie seinen Geist darauf erblicken. Unaufhörlich fühlte sie sich gezwungen, ihr Angesicht dorthin zu wenden. Kein Laut weiter als das Athmen ihrer beiden Geschwister ließ sich in dem Stübchen hören, welches der matte Schein des Lämpchens nur dürftig erhellte. Immer bänglicher ward ihr zu Muthe; immer verlassener fühlte sie sich, denn niemand kehrte von den Ihrigen wieder heim. Schmerzlicher als je flossen ihre Thränen, deren Salz ihren wunden Augen so wehe that.

Endlich, horch! welch' ein Getöse steigt die hölzernen Stiegen herauf? Sind es die schlimmen Christen, welche kommen, auch die letzten Ueberreste der Juden zu vertilgen? Brünstiger, fester drückt sie ihr Schwesterchen an sich und blickt dann unverwandten Auges nach der Thüre, der unverschloss'nen. Sie geht auf. Seppel mit zwei hell brennenden Wachskerzen in den Händen tritt ein; ihm auf dem Fuße folgen Ascher, Judith, Sara, Jonathan und Meister Filter.

„Die Mutter lebt!" rufen sie der Erstaunten freudig zu.

Und wirklich — von dem freigegebenen Elias geführt, schreitet die Todtgeglaubte in die Stube; drei fremde Männer — der Klostervoigt, der Prior und Anselm — folgen ihnen. Nur der Großvater fehlt, um die Freude vollständig zu machen.

„Laßt mich seine Stelle euch ersetzen" — ruft ihnen der wackere Herr von Landau gerührt zu. „Gro=

ßes Unglück hat das Volk der Juden heute heimgesucht; doch des Herrn Gnade auch aus dem Bösen wieder etwas Gutes hervorgehen lassen. Ich aber und mein Seppel wollen euch ein anderes Licht leuchten lassen, als heute unsre unchristlichen Mitbrüder gethan haben, damit ihr unsre guten Werke sehen und auch unsern Vater im Himmel preisen lernen möget!"

Und der Ritter und Seppel haben dieß Versprechen redlich erfüllt, so daß die beiden Männer der durch sie beglückten Judenfamilie — Elias und Jonathan — mehrmals das Geständniß ablegten: „Traun, wären alle Christen wie diese, so hätten wir wohl Lust, auch Christen zu seyn!"

Meister Filter genoß in Frieden den Lohn seiner Wohlthätigkeit gegen Seppel; die drei Schuldigen hingegen konnten nie wieder recht froh werden.

Nachwort.

Wie vielfach und oft ist nicht das Wort: „Freiheit“ falsch verstanden, gemißbraucht und zum Deckel der Bosheit benutzt worden! Die Weltgeschichte hat uns gelehrt, wie die meisten sogenannten Freiheitshelden ihren Anhängern nur drückendere Ketten als vorher geschmiedet haben. Einer nur hat seinen Bekennern die einzig wahre Freiheit — eine unvergängliche — errungen: Christus! Ihm danken wir die Befreiung von der Unwissenheit, der Sünde und ihrer Strafe, von dem Tode und der Gewalt des Teufels. Darum vermag auch der Christ selbst in Ketten noch frei zu seyn. Doch nicht blos in geistiger Beziehung sind wir durch Christus frei geworden. Unsre gerühmten deutschen Vorfahren zogen in einem gar jämmer-

lichen Joche — in dem des blinden Heidenthums. Bekannter aber als dieses ist uns dasjenige des Judenthums, von welchem der Weltheiland selbst sagt: daß es dem Volke schwere und unerträgliche Lasten auferlegt habe. Letzteres unsrer freiheitdürstenden Jugend klar zu machen und dieselbe zu der richtigen Schätzung des großen Glücks: ein Christ zu seyn — zu führen, ist der Zweck vorstehender Erzählung. Fern ist dem Verfasser der Gedanke gewesen, durch dieselbe die Bekenner des Judenthums kränken zu wollen. Haben sie hier und da in neuerer Zeit einige der hier beschriebenen Bürden von sich geschüttelt: trägt das Christenthum wiederum das Verdienst davon. Wahr ist es, daß der Lärm mit den hölzernen Hämmern noch vor wenigen Jahren, wenn auch nicht gerade bei dem Purim-Feste, statt gefunden hat. Daß ich dieser Erzählung eine geschichtliche Thatsache zu Grunde gelegt habe, welche den Christen eben keine Ehre macht, geschah aus guter Absicht. Bisher hat man oft durch Feuer und Schwerdt, durch Verfolgung und Druck die Juden von der Wahrheit zu überzeugen gestrebt, daß der erhabene Stifter unsrer Religion der echte Messias sei. Da sich dieses Mittel jedoch als unwirksam gezeigt hat, so wollen wir das entgegenge-

setzte einschlagen. Der Anfang dazu ist bereits gemacht. Bleibt auch dann unsre Mühe vergebens — das Volk der Juden unüberzeugt wie bisher: so tragen doch wir wenigstens die Schuld nicht davon.

Gustav Nieritz.

Druck von Friedr. Andrä in Leipzig.

Ferner sind in demselben Verlage nachstehende sehr empfehlenswerthe Schriften erschienen, welche durch alle Buchhandlungen zu den beigesetzten Preisen bezogen werden können.

Erzählungen und Novellen von Gustav Nieritz. 2 Bände. broch. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr.

Inhalt des ersten Bandes: Die Vertriebenen. — Schuld und Büßung.

Inhalt des zweiten Bandes: Der Schwede auf Rügen. — Der Wundarzt. — Die Incognito's.

Die protestantischen Salzburger im 18ten Jahrhundert, vertrieben durch den Fürst-Erzbischof von Firmian. Von Gust. Nieritz 8. br. 5/8 Thlr. od. 1 Fl. 7 Xr.

In einer gemüthlichen Erzählung wird hier das große Beispiel evangelischer Standhaftigkeit geschildert, welches die protest. Salzburger durch die erlittenen Drangsale und ihre endliche Auswanderung nach Preußen, der Welt einst gaben.

Das vierte Gebot oder die ungleichen Brüder. Erzählung für die Jugend von Gustav Nieritz. 8. br. mit einen Titelkupfer 3/8 Thlr. od. 41 Xr.

Ausgabe auf Velinpapier mit illuminirtem Kupfer, gebunden 3/4 Thlr. od. 1 Fl. 22 Xr.

Geschichte Napoleon's. Aus dem Französischen des Herrn von Norvins, übersetzt von Friedr. Schott. 6 Theile mit 18 Schlachtplänen. Zweite Ausgabe in 3 Bdn. gr. 8. (82 B.) br. 2 3/4 Thlr. od. 4 Fl. 57 Xr.
cartonirt 3 Thlr. od. 5 Fl. 24 Xr.
Ausg. ohne die Schlachtpläne 1 3/4 Thlr. od. 3 Fl. 9 Xr.

Dies Werk empfiehlt sich besonders durch des geistreichen Herausgebers historisch-treue und unpartheiische Schilderung der Begebenheiten dieses großen Mannes und seiner Zeit, so wie durch die richtige Darlegung der Motiven, welche Napoleon's Riesenplänen und Handlungen zum Grunde lagen und dessen so vielfach verkannten Character im hellen Lichte erscheinen lassen. Die dem Werke beigegebenen 18 Pläne der denkwürdigsten Schlachten des größten Feldherrn unsers Zeitalters sind eine würdigere Zugabe zu demselben als sehr häufig nichts sagende Bilder der Phantasie.

Den zahlreichen Verehrern Napoleon's und Freunden

der Geschichte wird dieses gediegene und umfassende Werk (82 Bogen Medianformat) zu einem so billigen Preise geboten (die erste Ausgabe kostete 5 Thlr.), daß es selbst Unbemittelteren möglich wird, es sich anschaffen zu können.

Antommarchi, Dr. Fr., Denkwürdigkeiten über die letzten Lebenstage Napoleons. Eine Fortsetzung von dem Tagebuche des Grafen Lascasas. 2 Thle. gr. 8. (23 B.) broch. 1 Thlr. 16 Gr.

Der praktische Blumengärtner, oder Anweisung, die beliebtesten Blumen und Zierpflanzen sowohl im Freien als auch in Gebäuden vortheilhaft zu pflanzen, selbst zu ziehen und auf die beste Weise zu veredeln. Ein Handbuch für Gärtner, Gartenbesitzer und alle Diejenigen, welche die Cultur der Blumen zu ihrem Vergnügen betreiben wollen. Von Heinrich Gruner. Dritte Ausgabe. gr. 8. (22 Bog.) geh. 7/8 Thlr. od. 1 Fl. 35 Xr.

Der unterweisende Monatsgärtner, oder deutliche Erklärung sämmtl. monatl. Arbeiten im Gemüse=, Obst=, Blumen=, Wein= und Hopfengarten, so wie auch im Gewächshause. Füt angehende Gärtner und Gartenliebhaber. Nebst einem Nachtrage über Behandlung der Gemüsesämereien und über Benutzung und Aufbewahrung verschiedener Garten= und Baumfrüchte. Alles auf eine zwanzigjährige Erfahrung gegründet und herausgegeben von Heinrich Gruner. Dritte Ausgabe. gr. 8. (15 Bog.) geheftet 3/4 Thlr. oder 1 Fl. 21 Xr.

Kurzer und gründlicher **Unterricht in der Obstbaumzucht,** oder Anweisung, wie man auf die leichteste und wohlfeilste Weise die Obstbäume pflanzen, erziehen und veredeln soll. Ein unentbehrliches Handbuch für Oeconomen, Gärtner, Gartenbesitzer und alle Diejenigen, welche die Zucht der Fruchtbäume zu ihrem Vergnügen betreiben wollen. Von Heinrich Gruner. Dritte Ausgabe. 8. (16 Bog.) geh. 3/4 Thlr. oder 1 Fl. 21 Xr.

Vorstehende 3 Schriften sind nach dem Urtheile tüchtiger Sachverständiger **trefflich,** und unterscheiden sich von so vielen über diese Gegenstände erschienenen auf das Vortheilhafteste dadurch, daß sie aus der Feder eines Mannes hervorgegangen sind, der den Gartenbau in seinem gan=

zen Umfange über 20 Jahre praktisch betrieben hat, und es sich nun zum Vergnügen macht, alle in diesem so langen Zeitraume gemachten Erfahrungen, erprobten und oft sehr geheim gehaltenen Mittel, Vortheile und Handgriffe, ohne Hehl, offen und treu kund zu geben, weshalb auch von sehr vielen Garten- und Blumenfreunden, die diese Schriften zu ihrem Leitfaden gewählt hatten, die Versicherung ward, daß sie dadurch über ihr Erwarten befriedigt worden wären, und nach ihrer Anleitung großen Nutzen und Freude erzielt hätten.

Ueber das künstliche **Auffüttern der Kinder,** oder die **Ernährung derselben ohne Mutterbrust.** Von Dr. Fr. Ludw. Meißner, prakt. Aerzte und Geburtshelfer. Zweite ganz umgearbeitete Auflage. 8. broch. (6 Bog.) Preis 5/12 Thlr. od. 45 Xr.

Von jeher hat man mit Bedauern wahrnehmen müssen, daß eine sehr geringe Anzahl von Kindern, denen der Genuß der Muttermilch versagt war, am Leben erhalten wurde, und einzig und allein ist die Ursache hiervon in dem dabei statthabenden aus Unkenntniß und Vorurtheil entstandenen, fehlerhaften Verfahren zu finden. Da ein tauglicher Rathgeber zur gedeihlichen Auferziehung der Kinder ohne Mutterbrust in der ganzen Literatur fehlte, so schrieb der rühmlich bekannte Herr Verfasser obiges Werkchen, welches von allen Seiten mit dem verdienten Beifall aufgenommen worden ist.

Briefsteller für Mädchen in und außer der Schule. Eine Anweisung z. Briefschreiben durch Regeln, Beispiele und Stoff zu Briefen aus dem Kreise des weiblichen Geschlechts. Von C. E. Hartmann, Rector der Töchterschule in Cöthen. Zweite wohlfeilere Ausg. gr. 8. (40 B.) br. 1 Thlr. od. 1 Fl. 48 Xr.

An genannten Werke, welches wegen seiner allgemein anerkannten Gediegenheit und Brauchbarkeit von sehr geachteten Pädagogen in vielen Zeitschriften der weiblichen Jugend angelegentlichst anempfohlen worden ist, wurde von einem literarischen Freibeuter ein frecher Diebstahl verübt, was die Ursache ist, daß hiervon sofort diese beispiellos wohlfeile Ausgabe veranstaltet wurde, wodurch nun in Hinsicht der Billigkeit der Preis des Nachdrucks mit dem des Ori-

ginals in gar keinen Vergleich zu stellen ist. — Durch diese Preisermäßigung wird zugleich die Einführung desselben in Töchterschulen ungemein erleichtert, und selbst unbemittelten Aeltern ist es auf diese Weise möglich, es ihren Töchtern in die Hände zu geben.

Nützliches und praktisches **Buch für Küche und Haushaltung,** oder guter Rath für Haushaltungen des Mittelstandes, alle Arten Speisen, Backwerk und Getränke auf eine schmackhafte, aber dabei wohlfeile Weise zu bereiten. Allen Hausmüttern und ihren hoffnungsvollen Töchtern gewidmet von Fr. August Teubner. Zweite Ausgabe. 8. (25 Bog.) broch. 1/2 Thlr. od. 54 Xr. gebd. 7/12 Thlr. od. 1 Fl. 8 Xr.

Der sachkundige Verfasser hat in diesem Buche alle seine mehrjährigen praktischen Erfahrungen in mehr als 700 Recepten für den Unterricht sowohl in der bürgerlichen als der feinern Koch- und Backkunst und Getränkebereitung zusammengestellt. Jede Hausfrau und Köchin wird sich nach einigen darnach gemachten Versuchen überzeugen, wie durch dessen eben so gründliche als leicht faßliche Anleitung bei größter Ersparniß der feinste Wohlgeschmack der Speisen erreicht werden kann, und es nicht bereuen, die wenigen Groschen (Kreuzer) dafür ausgegeben zu haben.

Praktische **Anweisung zur deutschen Orthographie** nebst einem Anhange der gebräuchlichsten Fremdwörter und Synonymen, zum Gebrauch in Schulen bearbeitet von Carl August Grauert. Dritte Ausgabe. 8. (15 Bog.) broch. 3/8 Thlr. oder 41 Xr.

Diätetik **gesunder und geschwächter Augen** oder Rathgeber für alle Diejenigen, welche an veralteten und hartnäckigen Augenübeln leiden, dieselben verbessern und die Augen bis in's späteste Alter ungeschwächt erhalten wollen. Nebst einer gründlichen Anweisung für Aerzte und Chirurgen, wie sie Augenkrankheiten behandeln sollen; nach den neuesten Erfahrungen Beer's, Benedict's und Weller's bearbeitet von Dr. Ludw. Müller. Dritte Ausgabe. 8. (10 Bog.) 1/2 Thlr. od. 54 Xr.

Die Erkältungskrankheiten oder gründliche Anleitung

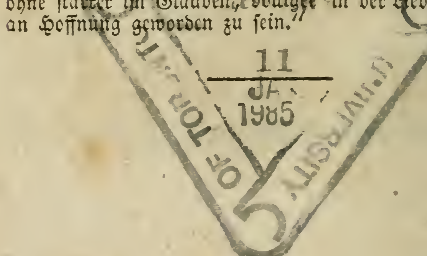
für Jedermann, sich vor Schnupfen, Husten, Durchfällen, Rheumatismus u. s. w. zu verwahren, und diese Uebel durch zweckmäßige Diät und vernünftige Hausmittel am leichtesten zu heilen. Mit besonderer Rücksicht auf die Erkältungskrankheiten im kindlichen Alter, von Dr. Koch. Zweite Ausg. 8. br. 1/2 Thlr. od. 54 Xr.

Geschenk für fromme Jünglinge und Jungfrauen. **Der Schutzgeist.** Morgen- und Abendbetrachtungen für fromme Kinder vor und nach dem Austritt aus der Schule, von M. G. Krüger. Mit einem sehr schönen Titelkupfer. Zweite Ausgabe. 8. (24 3/4 Bog.) broch. 3/4 Thlr. oder 1 Fl. 21 Xr. mit Prachttitel und elegant gebunden 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr.

Mit Recht kann dieses Andachtsbuch für die Jugend, welches mit seinem gediegenen Inhalte eine angemessene würdevolle äußere Ausstattung vereinigt, allen Aeltern empfohlen werden, die ihren Lieblingen ein werthvolles Confirmations-, Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenk machen wollen.

Glaube, Liebe und Hoffnung in Gesängen der Andacht, des Trostes und der Erhebung für denkende und gefühlvolle Christen und Christinnen, von Karl Grumbach. Zweite Ausgabe. 8. broch. 1/4 Thlr. oder 27 Xr.

Grumbach hat schon längst Platz genommen in der Reihe der beliebtesten religiösen Dichter, und es wäre überflüssig, Etwas zu seinem Lobe beizufügen — doch mögen zur richtigen Würdigung dieser Gesänge hier die Worte eines Recensenten Platz finden: „Ein edler, frommer Geist weht in diesen religiösen Gedichten, sie reißen das Gemüth hin zu sanftem, wohlthuendem Ernst, und der Erbauung Suchende wird dieses Büchlein nicht aus der Hand legen, ohne stärker im Glauben, völliger in der Liebe und reicher an Hoffnung geworden zu sein."







Leipzig,
Verlag von J. T. Wöller.

Druck von Fr. Andrae in Leipzig.

